This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EDWARD LORRAINE WALTER
ΠΑΝΤΑ ΡΕΙ

8409
B95-

Emile Zola, Alphonse Daudet

und

andere Naturalisten Frankreichs

von

Emil Burger.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1889.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt:

Seite

Zola's Roman „L'œuvre" 1
Alphonse Daudet als Humorist 43
Alphonse Daudet's „Dreißig Jahre in Paris" 81
Pro Patria 97
Ein Pariser Nachtbild } von Frantz Jourdain 117
Die alte Wiege } von Frantz Jourdain 129
Eine französische Dorfidylle von Thiébault Sisson . . . 143
Die Schuhe des armen Mädchens. Weihnachtserzählung von Bonnetain 155

Zola's Roman „L'œuvre."

In einer der letzten Nummern der Pariser Zeitschrift „L'Illustration“ wird gelegentlich einer Tigerjagd von der heldenmütigen Tapferkeit des Vicomte H. berichtet, der vor vier Jahren Paris in Folge eines Duells verlassen mußte. „Der Tiger hatte sich auf einen jungen englischen Offizier gestürzt und ihn zu Boden gerissen, als der Vicomte herbeieilte und in einer Entfernung von nur drei Schritt auf die Bestie feuerte. Bei diesem Schuß ließ diese, nur leicht gestreift, ihre Beute fahren und sprang mit einem gewaltigen Satze auf ihren neuen Angreifer los, aber in demselben Augenblicke zog der Vicomte kaltblütig sein Jagdmesser und stieß es — aufrechtstehend und dem wilden Feinde seine Brust darbietend — diesem bis ans Heft ins Herz, und beide, Mann und Tier, das letztere wie vom Blitz getroffen, der erstere der Wucht des Anpralls erliegend, rollten in den Staub. Der Vicomte entwand sich rasch der grausen Umarmung und stand wieder auf, überströmt von seinem und seines Opfers Blut, denn die Krallen des Tieres hatten sich in seine Schultern und Schenkel eingegraben. Auch der englische Offizier erhob sich wieder, ohne eine schwere Verwundung erlitten zu haben; er hatte keine Zeit gehabt, seinem Lebensretter beizustehen. So sind von dem unerschrockenen französischen Edelmanne innerhalb der zwei letzten Jahre im ganzen zwanzig
er getötet und ihren Krallen acht Menschen mit
ahr seines Lebens entrissen worden.“ — Ist diese
stellung nicht ganz köstlich in ihrer Naivetät? Wie
löst hier eine Phrase die andere ab! Hätte der

Franzoſe der Beſtie durch ein paar wohlgezielte Schüſſe den Garaus gemacht, ſo wäre das gar nicht ritterlich geweſen; ebenſo wenig durfte ſie ſchwer getroffen ſein, ſonſt wäre der Kampf ein zu ungleicher geweſen, nein! Aug' in Aug', mit gleichen Waffen ſtreitend, ſtehen beide einander gegenüber. Um das Ganze mit dem nötigen Effekt abzuſchließen, muß natürlich der Herr Vicomte ſchnell wieder aufſpringen und ſich uns mit der nötigen Grazie präſentieren. Ganz ähnlich durchmißt in einem modernen franzöſiſchen Revanche-Drama der Held in großen Sätzen den ganzen Bühnenraum, nachdem er den rothaarigen Sachſen zu Boden geſtreckt, ſein gewaltiges Schwert zum Schutze des „ſüßen Frankreichs" ſchwingend. Recht lebhaft erinnerte ich mich auch bei obiger Lektüre an ein kleines Bildchen, das ich einſt in dem Wirtshaus eines franzöſiſchen Dorfes ſah, und auf dem der „bel Arthur", in eleganter Uniform, mit geladenem Gewehr hinter einem Baum hervortretend, durch ſeine kühne und entſchloſſene Haltung, wie die Unterſchrift beſagte, einen ganzen Stamm Araber zur Unterwerfung bringt. Unübertroffenes im reinen Phraſentum leiſtete, wie bekannt, der jüngſt untergegangene erſte litterariſche Stern Frankreichs, Victor Hugo. In ſeinem an poetiſchen Schönheiten ſonſt ſo unendlich reichen Werke: „les Misérables" erklärt er allen Ernſtes: „Nicht die Engländer haben die Schlacht bei Waterloo gewonnen, denn ſie waren ohne die Hilfe der Preußen verloren; auch dieſe ſind nicht die wahren Sieger, denn ſie kamen ohne die Engländer zu ſpät, die Ehre des Tages von Waterloo gebührt jenem gemeinen Soldaten der alten franzöſiſchen Garde, der auf die Aufforderung, ſich zu ergeben, die klaſſiſche Antwort gab: „Merde!" — Victor Hugo un die Romantiker hatten ſich in Gegenſatz geſtellt zu d Klaſſikern und ihren ſklaviſchen Nachbetern, die nur den Griechen und Römern ihre Vorbilder ſahen. (

verlegt den Schauplatz seiner Dramen und Romane in das Mittelalter und die Neuzeit, aber bei allem Streben nach Wahrheit war auch er von Unnatur nicht frei geblieben. Waren die Figuren seiner Vorgänger oft nur blutleere Schattenbilder, so sind die seinigen die geborenen Antitheſen. Auch die angezogene Stelle ist ein Produkt dieſer alles in Gegenſätze zuſpitzenden Richtung.

Zola ist ein geſchworener Feind der Romantiker. Er steht ganz und voll auf dem Boden der Gegenwart und glaubt, durch portraitähnliches Abkonterfeien von Perſonen und Dingen das Höchste geleiſtet zu haben. Das Konventionelle in Form und Inhalt, wie es ſo draſtiſch in obiger Erzählung zum Ausdruck kommt, ist ihm bis in den Tod verhaßt. Er ſetzt an ſeine Stelle das Wort genau ſo, wie es geſprochen worden iſt, und wie er es im Fluge der Unterhaltung erhaſcht hat; er photographiert mit der Feder die Scenerie bis in die kleinſten Details. Ob er dabei immer ganz ſo mechaniſch verfährt, wie ihm ſeine Gegner nachſagen, ſcheint zweifelhaft. Nach Brunetière in „Le Roman naturaliste“ wird ein naturaliſtiſcher Roman wie folgt zuſammengebraut: „Der Schriftſteller macht ſich täglich eine Anzahl Notizen, ſammelt ſie ſorgfältig, ordnet und etikettiert ſie; hat er gerade ſo viel, um daraus ein Buch zu machen, ſo werden ſie zuſammengeſchweißt und, je nachdem wie's kommt — denn der letzte Punkt iſt nicht gerade ſo notwendig — zu einer Art von Handlung verknüpft. Einzelne dieſer Notizen ſind durch aufmerkſame Beobachtung entſtanden, andere liefern die Freunde, noch andere ſind Fachſchriften entlehnt.“ So ſarkaſtiſch dieſe Bemerkungen klingen, ſie enthalten doch einen großen Teil [illegible]ahrheit. Offenbar iſt die genaue Beſchreibung des [illegible]irium tremens, wie ſie ſich auf den letzten Seiten „Assommoir“ findet, aus einem Handbuch der Patho[illegible]ie, die abſtoßende, das geſündeſte Nervenſyſtem ge-

radezu erschütternde Schilderung einer Entbindung in „Pot Bouille“ aus einem wissenschaftlichen Werke über Geburtshilfe abgeschrieben. Brunetière weist ihm sogar nach, daß eine der berüchtigtsten Stellen der „Nana“ fast wörtlich der Geschichte der englischen Litteratur von Taine entnommen ist. Nana hat einen Anbeter, der sich allen ihren oft wahnwitzigen Launen fügt und sich freut, ihr als Hund dienen zu dürfen. „Bisweilen war er ein Hund. Sie warf ihr parfümiertes Taschentuch weit von sich, und er mußte es mit den Zähnen aufheben, auf Händen und Füßen durch das Zimmer kriechend. Und seine Erniedrigung erschien ihm als ein Glück, er fand einen Hochgenuß darin, ein Tier zu sein und wollte immer noch tiefer herabsteigen, ausrufend: „Schlag doch stärker, hu! hu! ich bin toll, schlag doch!“ Aus den angeführten Thatsachen ergiebt sich a priori der Schluß, daß seine Romane meist des einheitlichen Gesichtspunktes entbehren, der die erste Voraussetzung jedes wahren Kunstwerks ist, ein Mangel, der sich auch in dem Romane „L'Œuvre“ sehr fühlbar macht.

Die Übersetzung des Titels durch: „Aus der Werkstatt der Kunst“*) giebt nicht den ganzen in dem Wort liegenden Inhalt wieder. „Œuvre“ bedeutet zunächst das künstlerische Schaffen, das Werk in seinem Entstehen. So sagt Brunetière: „Ich versuche es, mir Daudet bei der Arbeit — „à l'œuvre“ — vorzustellen.“ Es ist jedoch andrerseits auch der Inbegriff der Gesamtthätigkeit eines Künstlers. Daher sagt derselbe Kritiker an einer anderen Stelle von den Romantikern, er wolle mit Zola zugeben, daß die Romantiker die Kette der französischen Tradition unterbrochen haben, aber, fügt er hinzu, es

*) Aus der Werkstatt der Kunst, einzig autorisierte Übersetzung von Ziegler. Dresden und Leipzig. Verlag v. Heinr. Minden. 1886.

müsse auch zugestanden werden, daß ihr „œuvre“ nicht ganz zu Grunde gegangen sei, und ihnen daß die Litteratur dauernde Errungenschaften verdanke. Darum ist der Titel von Zola sehr glücklich gewählt. Im Mittelpunkt der Handlung stehen nämlich die Gemälde eines jungen, talentvollen Malers, Claude Lantier. Wir werden in sein Atelier eingeführt, wir lernen die Modelle kennen, die er verwendet, wir wohnen den langen, schmerzvollen Kämpfen bei, welche die Seele des Künstlers durchzumachen hat, um der in ihm lebenden Idee den entsprechenden Ausdruck zu geben. Wir sehen, wie die eine Aufgabe, das Evangelium der neuen, lichten Malerei in seinen Werken zu verkünden, zugleich die seines ganzen Lebens wird, wie sie allein ihn unausgesetzt beschäftigt, wie ihr alle anderen Interessen seines Daseins untergeordnet werden. Von einer eigentlichen Handlung kann daher kaum die Rede sein, und das um so weniger, als Zola zugleich einen ganzen Kreis von Freunden des Malers in seine Erzählung hineinzieht, die alle von demselben Wunsche wie er beseelt sind, große, unsterbliche Werke zu schaffen und sich das stolze Paris unterthan zu machen. „Auf ihren Spaziergängen durch die Stadt nahmen sie beinahe die ganze Breite des Boulevard der Invaliden ein. Das geschah fast immer so. Mit der mutigen Sicherheit ihrer zwanzig Jahre marschierten sie drauf los, wie eine Bande, die mit Sang und Klang in den Krieg zieht. Ihren breiten Schultern schienen die Straßen zu eng; es war, als wenn Siegesfanfaren ihnen das Geleit gaben; sie sahen aus, als ob sie ganz Paris in die Hand nehmen und es in die Tasche stecken wollten . . . . Alle Straßen, alle Plätze suchten sie heim; all schleuderten sie ihre Umsturzideen an die Façaden Häuser, als wollten sie ein Stadtviertel nach dem rn erobern. Und es war ihnen, als hätten sich ihre mernden Sohlen dieses Pflaster bereits zu eigen

gemacht; als gehöre ihnen dieser klassische Boden, aus dem es wie ein köstlicher Rausch emporstieg, der sie mit den kühnsten Träumen begeisterte."

Claude Lantier gehört der Familie Rougon-Macquart an, deren Naturgeschichte Zola schreiben will. „Ich nehme mir vor", sagt er, „bei der Lösung der Frage, welchen Einfluß Temperament und Umgebung auf uns ausüben, den mathematischen Faden zu verfolgen, der von einem Menschen zum andern führt." An der Hand der Geschichte der Rougon-Macquart will er zeigen „die langsame Aufeinanderfolge krankhafter, nervöser, in Blutvererbung begründeter Zufälle, die an einem ganzen Geschlecht in Folge einer ersten, organischen Verletzung zu Tage treten. Die Vererbung hat ihre Gesetze wie die Schwere." Brunetière giebt ihm hierauf die ganz treffende Antwort, daß die Wissenschaft die Gesetze der Schwere beweisen kann, daß die der Vererbung aber bis jetzt auf bloßen Voraussetzungen beruhen. Aber abgesehen hiervon liegt in dem Anspruch Zola's auf die Lösung einer so unendlichen schwierigen Frage ein nicht geringer Grad von Selbstüberhebung. Es gehörte hierzu eine philosophische und ganz speziell medizinische Vorbildung, die ihm nicht entfernt eigen ist. Er besitzt eben das robuste Selbstbewußtsein des Nichtwissenden, der alles vor ihm Dagewesene als eitlen Wust betrachtet und die Weltgeschichte bei sich selbst beginnen läßt. Allbekannt ist, wie sehr er sich bloßgestellt hat, als er einst in einer Kritik des „Ane" von Viktor Hugo, der den berühmten Historiker Niebuhr erwähnt, in komischer Entrüstung ausrief: „Niebuhr? Wer ist Niebuhr? Wo nimmt der den Niebuhr her? Man zeige mir doch Jemanden, der Niebuhr kennt!" So hat Zola auch keine Ahnung davon, daß eine der Hauptfragen, die ihn beschäftigen, schon längst entschieden ist. Seit Lessing seinen Laokoon schrieb, herrscht kein Zweifel mehr darüber, daß Malerei und

Poesie zu trennen sind. Vor ihm schwelgten französische und englische Dichter in seitenlangen Naturschilderungen; Lessing stellte genau die Grenzen beider fest. Und nun kommt Zola mit dem Anspruch, Dokumente in seinen Romanen niederzulegen, beschreibt Waschhäuser, Modemagazine, Bergwerke, Theater- und Bühnen-Einrichtungen, und martert uns Hunderte von Seiten hindurch mit allen Details dieser an und für sich sehr schönen Dinge. Sie gehören in eine Kulturgeschichte, aber nicht in einen Roman. Sie sollten immer nur ein Hebel der Erzählung sein, nie aber zum Selbstzweck ausarten. Die uns umgebende Natur, die Wunderdinge der Kunst und Industrie erhalten für uns Interesse durch die Empfindung, die der Dichter aus seiner Seele in sie hineinträgt. Der Leser wird sich ja auch dann angeregt fühlen, wenn sie, wie Zola es meist thut, als in das menschliche Dasein eingreifend und dasselbe bestimmend dargestellt werden. Wenn er in seinem Roman: „Au Bonheur des Dames“ zeigt, wie Tausende von kleineren Existenzen durch die Koncentration aller möglichen Handelsbranchen in einem viele Stadtviertel umfassenden Weltgeschäft vernichtet werden, wie dieses sie gleich einem gefräßigen Ungeheuer mit seinen Fangarmen allmählich alle umschlingt und zermalmt, so erzielt er unzweifelhaft eine tiefe Wirkung; wozu aber die bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführte Beschreibung aller nur erdenklichen Seidenstoffe, Handschuhe, Leinwand- und Parfümerie-Waren? Das ist nichts als Ballast und erzeugt tötliche Langeweile. Selbst die schönste Naturschilderung läßt uns kalt, wenn sie sich nicht durch künstlerisches Gestalten aufs innigste mit den Freuden und Leiden des Menschenherzens verbindet. In dem Roman:

faute de l'abbé Mouret“ erzählt Zola die Geschichte
ier Liebenden. Ein junger Pfarrer verfällt in ein
iges Nervenfieber und wird von einer sechzehnjährigen
schönen im Hause ihres Vaters gepflegt. Sie rettet

ihn vom Tode und geleitet die ersten Schritte des Genesenden. Er erwacht zu einem neuen Leben, die Erinnerung an das alte ist ihm geschwunden. Und nun spielt sich hier im Rahmen eines Parkes von seltener Schönheit zwischen den beiden mit paradiesischer Unschuld ausgestatteten Wesen eine reizende Liebes-Idylle ab. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß einzelne Stellen dieses Romans durch die Großartigkeit der ganzen landschaftlichen Anlage eine wahrhaft erhabene Wirkung hervorbringen; aber Zola weiß nie das rechte Maß zu halten. Zehn, zwanzig Seiten lang ziehen sich Beschreibungen von Waldpartien hin. Auch unser Buch enthält eine Anzahl landschaftlicher Skizzen von überwältigender Schönheit.

Wie ein echter Maler entrollt er vor unserem geblendeten Auge lebenswahre Bilder seiner Lieblingsstadt Paris. „Zu allen Stunden des Tages, bei jedem Wetter besuchte Claude die Brücke des „Saints-Pères" und ließ, an die eiserne Rampe gelehnt, sein Auge hinüberschweifen nach der Cité, nach der wie ewig dort festgeankerten Insel, der Wiege von Paris, dem Herzen der Metropole, wo seit Jahrhunderten all' das in ihren Adern rollende Lebensblut kreist, beständig gepeitscht von den Faubourgs, die langsam vorschreitend die Ebene erobern. An einem Tage verspäteten Schneefalls wuchs sie, wie mit Hermelin verbrämt, aus dem schmutzgefärbten Strome bis in das schieferfarbene Firmament. Er sah, wie sie bei den ersten Strahlen der wieder erwachenden Sonne ihr winterliches Gewand abstreifte und aus dem jugendfrischen Grün der großen Bäume des Erdwalls neu belebt erstand. Er sah sie im Nebel sich verschleiern, verdunsten, gleich einer traumhaften Märchenstadt. Dann wieder verschüttete sie strömender Regen, verhüllte sie hinter d ungeheuren Vorhange, der plötzlich vom Himmel her rauschte. Gewitter umleuchteten mit fahlem Gespenstschein blitzend ihr Haupt, zermalmten sie krachend

berstenden Donner der gewaltigen, kupferfarbenen Wolkenmassen. Winde durchfegten sie in stürmischem Lauf, zeigten ihr Bild, nackt und gepeitscht, am blassen Blau des Äthers. Dann wieder, wenn sich die Sonnenstrahlen im Dunstschleier der Seine in Staub auflösten, schwamm die alte Cité in dieser Helle, schattenlos, rein, gleich einem leuchtenden, in feinstes Gold gefaßten Edelsteine. Auch beim Sonnenaufgang wollte er sie sehen, wenn die Frühnebel flüchtend zerrinnen, wenn die Türme und Spitzen hoch oben im rosigen Lichte erwacht sind, während die Nacht langsam von den Gebäuden hinabgleitet, gleich einem fallenden Mantel. Dann auch mittags, unter der senkrecht scheinenden Sonne, wenn die brennende Helle die Kontouren zernagt, und das antike Viertel farblos und stumm, gleich einer Totenstadt, kein anderes Leben mehr zeigt, als das schimmernde Flimmern der Wärme auf den Dächern. Dann bei Sonnenuntergang, wenn die aus dem Strom wieder auferstehende Nacht die Cité von Neuem umarmt, während am First der Häuser ein verglimmender Streif erlöschender Kohle flirrt, und an den Fensterscheiben ein letzter Feuerschein sich entzündet, mit hastig verzuckendem Strahl die Façaden belebend."

Welch' hoher Dichtergeist tritt uns hier allgewaltig entgegen, welch' wunderbare Fähigkeit, so flüchtige Eindrücke festzuhalten und sie mit malerischem Genie zu fixieren. Und doch bleibt die Wirkung, welche der Schriftsteller durch das bloße Wort, ohne die Unterstützung von Farbe und Licht erzeugt, eine zu unbestimmte, zu wenig andauernde. In rein äußerlicher Weise mit dem Schicksal des Helden verbunden, dem sie Studien zu seinen Gemälden sind, ziehen diese Bilder gleich Landschafts-pano-
:en an uns vorüber, wie diese keine tieferen Eindrücke
terlassend. Ja, den gewöhnlichen Alltagsleser, namentden, der Paris noch nie gesehen, ermatten sie in
: beständigen Aufeinanderfolge. Er legt das Buch

hin oder überſchlägt ſie. — Wäre Zola kein Dichter, ſo wäre die Kritik längſt über ihn zur Tagesordnung übergegangen. Aber er will ernſt genommen werden. Dieſer Himmelsſtürmer iſt ein großes Talent. Unſer Herz jauchzt mit ihm auf beim Anſchauen der unvergänglichen Schönheit der Natur; es zittert und bebt, es duldet und leidet mit ihm beim Anblick des unendlichen Jammers der Armen und Elenden. Ja, der Kritiker der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ hat Recht, wenn er ihm ſogar eine geradezu erſtaunliche Gabe der Divination zuerkennt, durch die er in den Stand geſetzt wird, ſtatt an der Oberfläche der Dinge haften zu bleiben, den inneren Kern derſelben mit ſcharfem Blick zu erkennen.

„Wie bezeichnend“, fährt er fort, „für die Divination des Verfaſſers iſt die Thatſache, daß die Szenen, welche er in troſtloſer Lebenswahrheit in ſeinem Romane „Germinal“ ſchilderte, ſich ſpäter thatſächlich in Decazeville, ſowie in den Kohlengruben-Diſtrikten von Lüttich und Charleroi abgeſpielt haben! Man hätte beinahe glauben können, daß der naturaliſtiſche Romanſchriftſteller, weit davon entfernt, die Wirklichkeit zu kopieren, vielmehr dieſe als die Nachahmerin anſehen durfte. So lebhaft erinnerten insbeſondere die jüngſten Vorgänge in Belgien an viele in „Germinal“ enthaltene Schilderungen, daß man Wahrheit und Dichtung kaum auseinander zu halten vermochte.“

Aber bei aller Bewunderung für das Talent Zola's muß es doch ausgeſprochen werden, daß ſein Können hinter ſeinem Wollen oft zurückbleibt. Sein Verſuch, ſeine Romane in einen innerlichen Zuſammenhang zu bringen, iſt ihm bis jetzt vollſtändig mißlungen. Er iſt in dem unſrigen nicht hergeſtellt durch einen „mathematiſchen Faden“ (!), ſondern durch die beiden Nam Plaſſans und Lantier. Plaſſans iſt der Heimatso Claude's und ſeiner beiden Freunde, des naturaliſtiſche Schriftſtellers Pierre Sandoz und des Architekten Loui

Dubuche. Alle drei sind nach Paris gekommen, um hier den heißen Kampf ums Dasein aufzunehmen. Von Montag bis Sonnabend quält sich Sandoz in der Mairie des fünften Arrondissements in einem finsteren Winkel des Büreaus der Geburtsanmeldungen ab, um sich und seine kranke Mutter notdürftig zu unterhalten. Dubuche, von dem Wunsche beseelt, seinen armen Eltern die auf seine Erziehung verwandten Gelder baldmöglichst wieder zurückerstatten zu können, verrichtet in den Stunden, die ihm seine Studien an der École des Beaux-Arts frei lassen, untergeordnete Arbeiten bei einem Architekten. Claude, durch eine Rente von tausend Franks der dringendsten Nahrungssorgen überhoben, kann sich seiner Kunst widmen. Sie ist ihm von einem wohlhabenden Herren aus Plassans ausgesetzt worden, der sich des Knaben in seiner frühesten Jugend annahm, und ihm, weil er sich sehr begabt zeigte, eine höhere Schulbildung zu Teil werden ließ. Claude Lantier ist der Sohn der Heldin des „Assommoir" Gervaise und ihres ersten Liebhabers Lantier. „Ich war", erzählt diese ihrer Nachbarin, „vierzehn und er achtzehn Jahre, als wir unseren Ersten hatten." Dieser Erste ist eben unser Claude. So wäre nun Alles in schönster Ordnung. — Der Feuilletonist der „National-Zeitung", Eugen Zabel, giebt sich herzliche Mühe, diesen gewaltsam hergestellten Zusammenhang in der Entwickelung einer Familie zu vertiefen. Er betrachtet den Roman als eine Fortsetzung des „Assommoir", sowie des „Ventre de Paris", in welchem sich Claude bereits als junger Maler für Naturanschauung begeistert und ganz ernsthaft, nicht, wie Zabel meint, mit köstlicher Selbstironie an jenem riesigen Stilleben sein Genüge findet, das er am Tage vor Weihnachten in dem Schaufenster eines Schlächterladens aus den vorhandenen Fleischvorräten auftürmt. Diese Liebhaberei entspricht durchaus der ganzen Anlage Claude's und erinnert an

ſeinen weiter unten zitierten Ausſpruch, daß ihm eine gut gemalte Rübe lieber ſei, als alle Kunſtwerke der Akademiker. Da nun aber Zabel ſelbſt beim beſten Willen keinen inneren Zuſammenhang entdecken kann, ſo tröſtet er ſich mit der Hoffnung, daß man bei einem ſo ſyſtematiſch verfahrenden Schriftſteller ſicher ſein darf, es werden die 20 Bände, in denen er die Geſchichte der Rougon-Macquart erzählen will, bei ihrer Vollendung ein geſchloſſenes Ganze bilden. „Erſt dann", ſagt Zabel, „dürfte ſich die Reihenfolge feſtſtellen laſſen, in der ſie ſich organiſch aneinander fügen, und in Folge deſſen auch am Vorteilhafteſten geleſen werden. So wie ſie bisher erſchienen ſind, muß er zugeben, laſſen ſie ihren logiſchen Zuſammenhang nur unvollkommen erkennen, da Zola, je nachdem der Stoff ſeiner Phantaſie beſonders nahe gerückt war, ſich für die Abfaſſung des einen oder anderen Romans entſchieden hat und in der Aufeinanderfolge willkürlich verfahren durfte, weil der Plan des Ganzen längſt unabänderlich feſtſteht." — So viel Sätze, ſo viel Irrtümer. Zola hatte ſich zur Zeit, wo er noch arm und unbekannt war, einem findigen Buchhändler gegenüber zur Abfaſſung einer beſtimmten Anzahl von Romanen verpflichtet und, da das Geſchäft ſo gut ging, den urſprünglich in Ausſicht genommenen Kreis erweitert. Der Verſuch, ſie nachträglich mit einander in irgend eine Verbindung zu bringen, wird ſicherlich gemacht, und wohl auch, wenn ſeine Leſer etwas guten Willen mitbringen, als gelungen angeſehen werden. Es laſſen ſich ja die heterogenſten Dinge unter einen Hut bringen. Aber es muß dieſe abſonderliche Prätenſion Zola's auf ſogenanntes wiſſenſchaftliches Verfahren bei der Fabrikation ſeiner Romane ganz energiſch zurückgewieſen werden. Ein Aufgabe, ſo großartig, wie er ſie urſprünglich als ſei Programm aufgeſtellt hat, könnte nur zu Ende geführ werden durch einen Dichter, der zugleich den ſchwierigſte

Problemen der Medizin und Philosophie gewachsen wäre. Und wäre es Zola selbst neben seiner ungeheuren litterarischen Thätigkeit gelungen, sich mit den Hauptresultaten der allerdings wesentlich auf Empirie beruhenden Heilwissenschaft bekannt zu machen, so litte er doch stets an einem Grundübel, an dem Mangel einer systematischen, streng logischen Vorbildung. Das ergiebt sich aus allen seinen Theorien, die, mag er sie auch noch so lärmend auf den Markt bringen, doch längst durch die Geschichte der Litteratur widerlegt und darum antiquiert sind.

Auch an einer anderen Stelle übertreibt Zabel. Er erklärt, daß, wäre der Roman bereits im vergangenen Herbst erschienen, er sicherlich in dem Gräf'schen Prozeß als Entlastung des Angeklagten eine bedeutende Rolle gespielt hätte; das Verhältnis zwischen dem Maler und seinem Modell sei von dem Autor mit tief einschneidender Dialektik behandelt worden; er ziehe die Grenze, wo das Sinnenleben des Mannes in das Phantasieleben des Künstlers übergehe, so deutlich, daß sie von Niemandem übersehen werden könne. Diese ganze Phraseologie scheint mir nicht recht verständlich, aber man darf wohl den Schluß ziehen, daß, wenn die Grenze, wo eins ins andere übergeht, klar vor uns liegt, damit auch die Grenze erkennbar ist, wo sich beides von einander scheidet. Die Grenze bleibt unverändert, so lange der Künstler in dem weiblichen Wesen nur sein Modell sieht, sie verwischt sich, sobald die Liebe in sein Herz einzieht. Zugegeben nun, daß das Letztere nur ausnahmsweise geschieht, so würde die Wahrscheinlichkeit, daß die meisten derartigen Verhältnisse reiner Natur sind, doch für den einzelnen Fall noch nichts beweisen.

Ja, gerade der Umstand, daß in unserem Roman
Grenze von dem Helden nicht innegehalten wird,
e die gefährlichste Waffe in den Händen des Staats-
alts geworden. Was mag sich wohl unser Dichter
r Heyse denken, wenn er diese Stelle in der Natio-

nalzeitung liest und sieht, zu welcher Bedeutung ein fremder Autor von einem unserer bedeutendsten Kritiker hinaufgeschraubt wird? Kein preußischer Richter hätte es gestattet, dem Werke eines bei uns gerade nach einer gewissen Seite hin in nicht besonders gutem Geruche stehenden Schriftstellers den Wert eines amtlichen Aktenstückes beizumessen. Hätte man überhaupt in dieser so heiklen Frage auf einen Romanschriftsteller rekurrieren wollen, so hätte es doch viel näher gelegen, Paul Heyse anzuführen. Hat Zabel vielleicht einmal gelesen, daß Heyse einen Roman, „Im Paradiese" betitelt, geschrieben? Hier wird auch das Verhältnis eines Bildhauers zu seinem Modell, einem jungen Mädchen von selten vollendetem Körperbau geschildert. Sie liebt ihn leidenschaftlich, aber er ahnt es gar nicht. Sie befriedigt seinen künstlerischen Formensinn, läßt aber Herz und Sinnlichkeit kalt. Auch hier sind die Grenzen zwischen dem Sinnenleben des Mannes und dem Phantasieleben des Künstlers deutlich erkennbar, nur mit dem Unterschiede, daß sie von dem Helden heilig gehalten werden.

Zola mochte wohl fühlen, daß diese bequeme, oben näher charakterisierte Art, das streng wissenschaftliche Problem der Vererbung zu lösen, etwas zu oberflächlich sei. Die „lésion organique" des Stammvaters des Geschlechts mußte doch auch an unserem Helden irgendwie zu Tage treten. Da führt er denn ganz einfach das künstlerische Unvermögen des Malers Claude Lantier hierauf zurück. Er besitzt zwar die Fähigkeit, einzelne Skizzen mit vollendeter Meisterschaft zu malen, aber die Komposition eines größeren Gemäldes, das ihn zum unbestrittenen Haupte der neuen Schule machte, will ihm nicht von der Hand. „Weißt du, Alter," läßt Zola ihn zu Sandoz sagen, „wenn einer von jenen Jungens meint die im Louvre nach klassischen Vorbildern a tenden Akademiker) einen Körper malt, wie den da

soll er heraufkommen und mir ihn zeigen.“ „Mit seinem Pinsel deutete er nach einer Aktstudie, welche neben der Thür hing. Sie war mit magistraler Kraft gemalt. Daneben hingen noch ein paar Fragmente, ein Kinderfuß von ungemein zarter Naturschönheit und besonders ein Frauenleib, so wahr, so lebend, als atme das Blut unter der seidenweichen Haut. In seinen mutigen Stunden war Claude stolz auf diese Blätter, die einzigen, die ihn befriedigten, Studien, die ein hochbegabtes Talent ahnen ließen, das jedoch eine plötzliche, unerklärliche Ohnmacht in seinem Aufschwung hinderte.“ Seine theoretischen Anschauungen von der Kunst decken sich vollkommen mit denen seines litterarischen Freundes. Beide fühlen in sich die Kraft und den Beruf, den Kampf mit den Romantikern aufzunehmen. Für sie haben die von den großen Vorbildern überlieferten Regeln keine Geltung. Sie wollen keinen Unterschied von Schön und Häßlich, von Wesentlichem und Unwesentlichem. Nichts soll zu klein, zu unbedeutend sein, um nicht ein Objekt der Kunst zu bilden. Lantier spricht sich daher auch leidenschaftlich gegen das Arbeiten im Louvre aus. „Lieber schnitte er sich die Hand ab,“ erklärt er, „ehe er sich dort noch einmal den Blick fälschte mit Kopien, welche zu nichts dienen, als die Welt, in der wir leben, dem Auge zu entrücken. Ist ein Bündel Rüben, ja wohl, ein Bündel Rüben, direkt nach der Natur studiert, nicht mehr wert, als all' die Pinseleien der Akademiker? Der Tag wird kommen, wo eine einzige originell gemalte Rübe eine Revolution in der Kunst hervorrufen kann!“ Er erkennt nur zwei an, Delacroix und Courbet, alle anderen sind nach ihm Stümper. „Nicht wahr,“ ruft aus, „der alte romantische Löwe, wie stolz der einerschreitet! Das war ein Dekorateur, dessen Töne wie ein Feuermeer getaucht erschienen. Und welch' eine beitskraft! Er hätte die Mauern von ganz Paris

bemalt, wenn man sie ihm gegeben; seine Palette kochte und schäumte über. Ich weiß wohl, es war nur Gaukelspiel, aber immerhin, wir brauchten das, um einen Feuerbrand in die Akademie zu werfen . . . Dann kam der andere, ein gründlicher Arbeiter, der recht eigentlich typische Maler unseres Jahrhunderts; und dabei ist er durchaus klassisch, was nicht einer von jenen Kretins merkte. Sie schrieen über Entweihung, Realismus, während jener berühmte Realismus nur in den Sujets lag; die Auffassung blieb die der alten Meister, und die Mache die unserer Schaustücke in den Museen . . . Beide, Delacroix und Courbet, sind zu ihrer Zeit gekommen. Sie haben jeder einen Schritt vorwärts gethan, und jetzt . . . o jetzt! brauchen wir etwas Anderes. Wenn ich wüßte, wenn ich könnte, dann wäre ich groß. Ja, dann gäbe es nur mich allein! . . . Vielleicht brauchen wir Sonne, weißt Du, wir brauchen den freien Himmel, eine klare, frische Malerei, Wesen und Dinge, wie sie sich im reinen Lichte darstellen, mit einem Wort, wir brauchen — ich vermag's nicht zu sagen — unsere eigene Malerei, die Malerei, die unseren heutigen Anschauungen entspricht."

Diese unklaren Vorstellungen des Malers in Beziehung auf die Ziele seiner Kunst, sein Tasten und Suchen, dies unbestimmte Bewußtsein, daß etwas Neues das Alte ersetzen müsse, und doch dabei seine Unfähigkeit, das ins Leben zu zaubern, was ihn und die heutige Welt ganz und voll befriedigte, bereiten uns auf sein schließliches Mißlingen vor. Wir ahnen, daß wir ein verfehltes Künstlerleben vor uns haben. Eine bestimmte Vorstellung, eine ausgesprochene Idee hat er wohl. Helle Farben will er in der Malerei und strahlenden Sonnenschein. Darum nennt er auch das erste gro Gemälde, an dem er augenblicklich arbeitet: „En plei air" — „Unter freiem Himmel." „Es war eine fün Meter lange, drei Meter hohe Leinwand; sie war ga

übermalt, aber erst wenige Partien traten vollständig ausgearbeitet aus dem rohen Entwurf hervor. Dieser wie in einem Atem hingeworfene Entwurf aber war von prachtvoll kühner Kraft, von einem heiß pulsierenden Farbenleben. In eine von dichten Gebüschwänden umschlossene Waldeslichtung brach voll das Tageslicht; links bog eine dunkle Allee ein, mit einem hellen Lichtpunkt ganz in der Ferne. Mitten in dem junigrünen Grase lag, einen Arm unter's Haupt gelehnt, mit schwellender Brust eine nackte Frau; sie lächelte mit geschlossenen Wimpern, ihr Leib badete in dem goldenen Strom der Sonne. Im Hintergrunde rangen zwei ebenfalls nackte, kleinere Frauengestalten scherzend mit einander, die eine blond, die andere brünett, und ihre rosigen Körper hoben sich wunderbar von den grünen Tönen der Blätter ab. Und da der Maler im Vordergrund eines dunklen Gegensatzes bedurfte, hatte er sich einfach geholfen, indem er dort einen Mann in einem Sammetrock hingesetzt. Der Mann drehte dem Beschauer den Rücken, man sah von ihm nur die linke Hand, auf die er sich im Grase stützte." Vom Standpunkt der Farbenwirkung ein Gemälde ersten Ranges; die freundliche Frische des Tones der Hand bildete einen höchst glücklichen Effekt in dem grünen Grase, die Schwärze des Rockes machte sich so intensiv geltend, daß die beiden Silhouetten im Hintergrunde weit in die leuchtende Helle des Plans zurücktraten; die in höchster Formenvollendung dargestellte ruhende Frauengestalt schwamm wie ein nebelhaftes Traumbild über dem Rasen, eine aus der Erde geborene Eva; aber vom Standpunkt der Komposition vollkommen verfehlt. Der Architekt Dubuche giebt daher auch ganz richtig sein Urteil dahin

daß die große Masse kein Verständnis für das Gebe haben werde. „Was soll der vollständig bekete Mann zwischen den nackten Frauengestalten? Man es einfach unanständig finden." Der Erfolg war

wie vorauszusehen. Die Jury des offiziellen „Salons“ nahm es nicht an, und auch in dem „Salon der Zurückgewiesenen (des Refusés)“ den die Regierung zur Aufmunterung der jungen talentvollen Neuerer veranstaltete, erzielte es nur einen ungeheuren Lacherfolg.

„Beleibte Männer lachten mit volltönendem Baß, zähnefletschend, knirschten und quiekten die Mageren, die Frauen trillerten dazwischen. Andere legten sich über die rings um den Saal laufende Brustwehr, als habe man sie in die Seite gekitzelt. Eine Dame ließ sich auf eine Bank fallen und preßte ihr Schnupftuch auf den Mund, um wieder zu Atem zu kommen. Es war namentlich das Sujet, welches die Heiterkeit des Publikums hervorrief, es fand dasselbe sinnlos und zum todlachen närrisch. Immer dichter regneten die Witzworte: „Der Frau ist zu heiß und der Mann hat sich einen Sammet-Paletot angezogen, damit er keinen Schnupfen kriegt.“ Die bläulichen Lichtreflexe der in das Waldesdunkel hereinfallenden Strahlen veranlassen einen andern zu dem Ausruf: „Aber nein, sie ist ja schon blau; der Mann hat sie aus dem Morast gezogen, hält sich die Nase zu und ruht sich aus.“ — „Große Wäsche stellt's vor; die Frauen sind blau, die Bäume sind blau, er hat das ganze Bild geblaut.“ — „Höflich ist der Herr nicht, er könnte uns wohl sein anderes Gesicht zeigen.“ — „Ich sag' Ihnen, das ist ein Mädchenpensionat auf einem Spaziergange im Walde; die beiden Kleinen spielen Bockspringen.“ — Wenn man diese ohne Wahl aufgegriffenen Äußerungen des Pöbels liest, — denn augenscheinlich hat sie Zola, ganz so wie oben erwähnt, an Ort und Stelle zu späterer Verwertung notiert, — muß man sich fragen: Hat der Autor nicht die Verpflichtung, eine Auslese aus d was er sieht und hört, zu halten, bevor er es t Publikum in der Form eines Romans auftischt? D er thatsächlich so hart die Grenzen des Erlaubten streife

Glaubt er wirklich seine Leser für derartige Trivialitäten zu interessieren? Und wenn er es für seine heilige Pflicht hält, ein Dokument in seiner Erzählung niederzulegen, denn diesen Anspruch erhebt er ja ganz besonders, ein Dokument von dem Leben und Treiben des Volkes, warum hält er hier ein? Wenn schon, denn schon! Mir scheint es nicht wahrscheinlich, daß er nicht noch stärkere Ausdrücke gehört hat. Doch wohl, weil er selbst fühlt, daß alles eine gewisse Grenze hat. Darum hat die Kritik entschieden Recht, wenn sie ihn auffordert, diese Grenze doch noch etwas enger zu ziehen, als er beliebt. Soll denn die Detailmalerei noch tiefer herabsteigen? Allerdings werden wir auch in Zola's „l'Œuvre" von der üblichen Zola'schen Kraftbrühe nicht verschont, sie wird nur seltener und in kleineren Dosen aufgetischt als in „Nana". Dieser Roman ist und bleibt doch das unerreichte Vorbild in diesem Genre. Die 116. Auflage, die dieses Buch schon gegen Ende 1882 erreicht hatte, wird keins der folgenden mehr erleben.

Das Merkwürdigste ist, daß Zola bisweilen sein Schiff bei den gefährlichsten Klippen vorbeilenkt und äußerst lockende Situationen geschickt umgeht. Er beweist dies gleich am Anfang unserer Erzählung, die gegen früher auch nach der rein künstlerischen Seite einen bedeutenden Fortschritt zeigt. „Christine Hallegrain, die achtzehnjährige Tochter eines Hauptmanns in der Provinz, hat am Morgen Clermont verlassen, um nach Paris zu reisen, wo sie als Vorleserin bei der Witwe eines Generals Vanzade eintreten will, einer sehr reichen alten Dame, welche in Passy wohnt. Der Zug soll um neun Uhr zehn Minuten ankommen. Alles ist verabredet, eine nmerjungfer erwartet sie am Bahnhofe; man hat so- ein Erkennungszeichen bestimmt, eine graue Feder ihrem schwarzen Hut. Unweit Nevers wird der Zug ch einen verunglückten Gütertrain aufgehalten, dessen

zertrümmerte Wagen die Geleise bedecken. Man hat erst mitten auf der Bahn eine Zeit lang gewartet, endlich müssen die Reisenden aus den Waggons steigen, um, mit Zurücklassung ihres Gepäcks, zu Fuß einen drei Kilometer langen Weg bis zur nächsten Station zurückzulegen, von der ein Hilfszug die Passagiere nach Paris befördern soll. Zwei Stunden sind verloren gegangen, und zwei weitere Stunden werden durch die Verkehrsstörungen versäumt, welche dieser eingeschobene Zug auf der ganzen Linie hervorruft, so daß Christine mit einer vierstündigen Verspätung um ein Uhr nachts in Paris eintrifft. Die Abgesandte der Frau Vanzade ist nicht mehr da, sie nimmt also eine Droschke und sagt beim Einsteigen die Adresse. Der Kutscher ist zwar wütend darüber, daß die Wohnung so entfernt liegt, aber er muß fahren. Bald geht der Wagen in ruhigem Schritt durch beleuchtete Straßen; sie sieht Leute auf den Trottoirs, endlich erkennt sie auch die Seine. Sie ist noch nie in Paris gewesen, aber sie hat einen Plan studiert und meint, der Kutscher müsse die Quais entlang fahren. Doch als er plötzlich über eine Brücke lenkt, wird sie ängstlich. Gerade in diesem Augenblick fängt es heftig an zu regnen, die Droschke, die in einen sehr dunklen Winkel eingebogen ist, steht still, der Kutscher klettert von seinem Bock und will sich zu ihr setzen, weil es stark regnet, wie er sagt. Sie stößt die entgegengesetzte Thür auf und springt aus dem Wagen. Der Regen gießt in Strömen, keine Seele ist am Quai. In ihrer Todesangst flüchtet sie unter eine Hausthür. Hier trifft sie mit Claude zusammen. „Ach, bitte, mein Herr", fleht sie ihn an, „thun Sie mir nichts. Der Kutscher, den ich am Bahnhof genommen hatte, benahm sich roh . . . setzte mich hier ab . . . ist das erste Mal, daß ich nach Paris komme . . . weiß nicht, wo ich bin." Ein jäher Strahl schne ihr das Wort ab, ihr erschrecktes Auge fährt über

phantastische Bild, des mit einmal hell violett aus dem Dunkel springenden, unbekannten Stadtteils .... Plötzlich verschwindet alles wieder. Es hört auf zu regnen .... Der Donner grollt, schaudernd schmiegt sich Christine in die Ecke. „Mein Herr, ich bitte Sie, führen Sie mich nach Passy .... Ich muß nach Passy.“ Er zuckt die Achseln. Unwillkürlich wendet er seinen Blick zum Droschkenstand, keine Wagenlaterne war dort sichtbar. „Nach Passy, mein Kind? Warum nicht nach Versailles? Wo zum Teufel soll man um diese Zeit und bei solchem Wetter eine Droschke hernehmen?“ Aber sie schreit plötzlich auf. Ein gewaltiges Leuchten hat mit einmal die unheimliche Stadt wie in Blut getränkt. Wie an einem unabsehbar glühenden Feuermeer ziehen sich die finsteren Ufer der Seine dahin .... Gegenüber füllt ein wirres Durch- und Übereinander, füllt eine ganze Welt namenloser Dinge die immense Lohe von einem Horizont zum andern. Der Himmel erlischt. Schmetternder Donner durchkracht die Nacht. „O mein Gott, jetzt ist's vorbei, o Gott, was soll aus mir werden?“ Jetzt beginnt der Regen mächtiger wie vorher, wie Schleusen fegt der Sturm ihn rauschend über den Quai.

Hier zeigt sich Zola als vollendeter Künstler, hier steht die Beschreibung in organischem Zusammenhange mit dem Ganzen, hier wirkt sie in keiner Weise ermüdend, im Gegenteil, jedes Detail erhöht den Effekt. Je dichter die schweren Regentropfen niederprasseln, je gräßlicher der Donner kracht, je schreckenerregender, erhellt vom fahlen Licht zuckender Blicke, der graue Abgrund der wild schäumenden Seine sich vor den Augen der Unglücklichen aufthut, um so inniger wird unser Mitleid, um so tiefer len wir mit dem jungen, schwachen Menschenkinde. sir sehen ihr Leben bedroht und vermögen ihr nicht helfen. Denn das ist ja das Wunderbare der durch ihre künstlerische Darstellung erzeugten Illusion, daß

wir in jedem Augenblick persönlich in das Schicksal der Helden eingreifen möchten, und zitternd ihre angstvollen Empfindungen teilen. Wie erlöst von schwerem Druck atmen wir auf, wenn wir sehen, wie Claude Christinen rettet und ohne ihre hilflose Lage auszubeuten, ihr in edelster Weise Schutz und Obdach gewährt. Wir wissen ihm Dank dafür, daß er so handelt. Aber auch dem Autor danken wir, daß er hier nicht in seinen alten Fehler verfallen und jenes schöne Maß beobachtet hat, ohne das ein Kunstwerk diesen Namen nicht verdient. — Bedauerlich bleibt es, daß Zola fast alle seine bedeutenderen Werke durch seine Neigung zur derbsinnlichen Darstellung entstellt hat. In der Einleitung zum „Assommoir" sagt er: „Ich habe das unvermeidliche Zugrundegehen einer Handwerkerfamilie in der verpesteten Umgebung unserer Faubourgs schildern wollen. Trunk und Nichtsthun lösen die Bande der Familie und führen Schande und Tod herbei. Ich nenne das ganz einfach Moral in Handlung umgesetzt." Das sind sehr schöne Worte, aber die Wirkung seiner Bücher ist doch thatsächlich eine ganz entgegengesetzte. Oder wäre Zola wirklich so naiv zu glauben, daß der größte Teil des lesenden Publikums sie nur studiert, um einen Kursus in der höheren Moral durchzumachen? — Seit „Nana", das den Gipfelpunkt dieser Art von Entwickelung bildet, ist der Lärm, der seinen Namen umtoste, schon einigermaßen verstummt. Romane, wie „Au bonheur des Dames" und „Germinal" enthalten zu weit ausgedehnte Beschreibungen, als daß sich der richtige Gourmand die Mühe geben sollte, sich aus ihrem Gewirr die einzelnen pikant gewürzten Stellen herauszusuchen. Sein Stern scheint im Sinken. Vielleicht ahnt Zola selbst etwas Ähnliches. Von fast tragischer Gewalt sind nach dieser Seite hin seine Selbstbekenntnisse, die er Pierre Sandoz in den Mund legt. „Du beneidest mich vielleicht", sagt dieser

zu Claude, „weil ich ein gutes Geschäft mache, wie die Leute sagen, weil ich Bücher schreibe und Geld verdiene — und ich verzehre mich daran! . . . Glaube mir, die Arbeit hat mir alles genommen. Sie hat mir meine Mutter, mein Weib, alles, was mir teuer ist, geraubt. Vom Kopf geht's aus, frißt das Gehirn, breitet sich aus über den Rumpf, die Glieder, den ganzen Körper. Sobald ich morgens mein Bett verlasse, ergreift's mich, nagelt mich an den Tisch, läßt mich keinen Atemzug thun in frischer freier Luft. Dann verfolgt's mich zum Frühstück.

Mit jedem Bissen Brot käue ich meine Phrasen wieder; es begleitet mich, wenn ich ausgehe, setzt sich mit mir zu Tisch, geht mit mir zu Bett, ruht mit mir auf dem Kopfkissen, so unbarmherzig, daß ich niemals die Macht habe, das entstehende Werk (oeuvre) aufzuhalten, dessen Wachstum fortdauert bis tief in meinen Schlaf hinein . . . Und nichts existiert mehr für mich; wenn ich zu meiner Mutter hinaufgehe, bin ich so zerstreut, daß ich mich zehn Minuten nachher frage, ob ich ihr wirklich guten Tag gesagt habe. Meine arme Frau hat keinen Mann mehr; selbst wenn unsere Hände sich berühren, bin ich nicht bei ihr. Bisweilen martert mich das qualvolle Bewußtsein, daß ich den Meinen das Leben so traurig gestalte; denn häusliches Glück beruht einzig und allein auf Herzensgüte, Offenheit und heiterem Sinn, aber wie kann ich mich den Krallen des Ungetüms entreißen? Schon im nächsten Augenblick verfalle ich wieder in den Somnambulismus des Schaffens, bin ich gleichgiltig gegen alles und unzugänglich. Nicht ein Spaziergang im Frühsonnenschein, nicht ein Plauderstündchen mit einem Freunde, nicht eine Sekunde süßen Nichtsthuns ist

gestattet. Sogar mein selbständiger Wille ist ge-
nt. Die Gewohnheit beherrscht mich; ich habe den
gang zur Welt hinter mir geschlossen und den Schlüssel
t Fenster hinausgeworfen.

Es leben in meiner Einsiedelei nur noch meine Arbeit und ich, und sie wird mich aufzehren, und nichts, nichts wird mehr übrig bleiben! . . . Und wenn das Buch fertig, ach, wenn es endlich fertig ist, welche Erleichterung! Das heißt, nicht jene Freude mancher Leute, die sich in ihren eigenen Schöpfungen anbeten, nein, ich lege es bei Seite mit dem Fluch des Sackträgers, der die Last abwirft, die ihm das Rückgrat brechen will . . . Und dann fängt es wieder von vorn an, wird immer wieder von neuem beginnen, und dann werde ich daran krepieren, rasend auf mich selbst, in Verzweiflung darüber, nicht mehr Talent besessen, mit dem Schmerz, kein vollkommenes Werk hinterlassen zu haben. Und in meiner letzten Stunde noch wird mir der Zweifel das Herz zerreißen, ob ich wirklich etwas Rechtes geschaffen, ob ich nicht hätte links gehen sollen, wenn ich rechts gegangen bin. Mein letztes Wort, mein letztes Röcheln wird in dem Verlangen ersterben, alles noch einmal von neuem beginnen zu wollen."

Nicht ohne Absicht ist Zola hier selbst redend eingeführt*), um den Eindruck seiner Worte nicht abzuschwächen, um die unvergleichliche Macht seiner Feder dem Leser so recht zum Bewußtsein zu bringen. Die künstlerische Fähigkeit, mit der er hier seine innerste Seelenstimmung in die unsrige hinübergeleitet, kann nicht übertroffen werden. Man wird beim bloßen Lesen nervös. Des ganzen Daseins Jammer faßt uns an, wenn wir so unmittelbar die Qualen des gebärenden Genies anschauen. Das also nennt man Ruhm und mit so schweren Opfern ist er erkauft! Ohne seinen ausgesprochenen Hang

*) Die Citate sind meist im Anschluß an die Ziegler'sche Übersetzung gegeben; nur an wenigen Stellen, wo mir Phantasie des begabten Interpreten Zola's zu selbstän schaffend und seiner Eigentümlichkeit nicht ganz recht zu wer schien, bin ich von ihr abgewichen.

zum Häßlichen wäre Zola ohne Zweifel der erste Schriftsteller Frankreichs. Selbst ein Daudet kommt ihm an Ursprünglichkeit, an urwüchsiger Kraft nicht gleich. Man versteht sein Selbstbewußtsein und den ungebändigten Trotz, mit dem er auf seine Widersacher herabblickt. Aber auch sein Panzer hat eine Lücke, auch er hat seine Achillesferse. Er ist sich dessen wohl bewußt. An ganz kleinen, fast unscheinbaren Zügen kommt das zum Ausdruck. So läßt er unter anderem seinen Helden an einem Fehler der Organisation leiden, der Zola's eigenstem Wesen verwandt ist. Wie der Maler die krankhafte Neigung hat, den weiblichen Körper in seiner Nacktheit darzustellen, mag das in den ganzen Entwurf des Bildes hineinpassen oder nicht, so treibt es den Schriftsteller wie mit Naturgewalt, die grobe Sinnlichkeit zu zeichnen. Eine in ihrer Art ganz einzige Stelle findet sich auch auf den letzten Seiten des Werkes, das den Gegenstand unserer Besprechung bildet. Die handelnden Personen sind Claude und seine Gattin Christine. Aus ihrer ersten Begegnung entwickelt sich zwischen beiden ein rein freundschaftliches Verhältnis, das auch dann noch fortbesteht, nachdem Christine sich hat erbitten lassen, ihm als Modell zu dienen. Mit der Zeit jedoch werden ihre Beziehungen intimere und Claude heiratet sie schließlich auf Zureden seines Freundes Sandoz. Aber sie fühlt sich nicht glücklich. Was dieser von sich sagt: „Meine arme Frau hat keinen Mann, mein Geist ist abwesend, selbst wenn meine Hände in den ihrigen ruhen", gilt auch von Claude. Von einigen Honigmonden abgesehen, führt Christine an seiner Seite ein ödes, trostloses Dasein. Nur einmal will es scheinen, als gelänge es ihr, ihn sich zurückzuerobern. Als in einer bitterkalten Novembernacht wie gewöhnlich e Nähe flieht und sich in's Atelier begiebt, um das ngersehnte, letzte Hauptwerk seines Lebens zu vollenden, bt sie in leidenschaftlich beredten Worten dem ganzen,

durch lange Jahre niedergekämpften Gram über ihr verlorenes Lebensglück Ausdruck.

„Claude, was machst Du da? Ist es nicht unvernünftig, auf solche Gedanken zu kommen? Ich bitte Dich, komm', leg' Dich zu Bett, Du wirst Dich erkälten." Er stand, trotz der großen Kälte, in Hemdsärmeln auf der großen Leiter vor seinem Bilde. Die Palette lag zu seinen Füßen; in der einen Hand hielt er das Licht, mit der anderen malte er. Er hatte die weit geöffneten Augen eines Somnambulen, seine Handbewegungen waren steif, regelmäßig, jeden Augenblick bückte er sich, um Farbe zu nehmen, und das Licht warf seinen großen, phantastischen Schatten mit den gebrochenen Bewegungen eines Automaten an die Wand; nicht ein Laut, schreckliches Schweigen ringsum, nichts anderes lebte in der großen, dunklen Halle, als dieser unheimliche Mann vor seinem Bilde.

„Claude, höre mich doch, bitte, komm' mit mir .... Du weißt, daß ich Dich liebe, Du siehst, wie ich mich um Dich ängstige. Komm', komm', wenn Du nicht willst, daß ich mich hier zu Tode erkälte!"

Sein verstörtes Auge schenkte ihr keinen Blick; er brummte nur:

„Laß mich ungeschoren, ich arbeite!"

Sie richtete sich hoch auf, in ihren Augen leuchtete ein düsteres Feuer; die harten Worte stachelten ihr sonst so mildes, sanftes Wesen zu wilder Empörung auf.

„Nein, ich laß Dich nicht ungeschoren. Es ist genug, das Maß ist voll, ich will Dir sagen, was mich erstickt, was mich tötet, seit ich Dich kenne .... Die Malerei, ja, die Malerei ist es, die mir mein Leben vergiftet hat .... Ich hatte es geahnt vom ersten Tage ab; ich fürchtete sie wie ein Ungeheuer, ich fand sie abscheulich, entsetzlich — aber man ist feig, ich liebte Dich zu sehr, um sie nicht zu lieben, schließlich gewöhnte ich

mich an sie, die Verbrecherin. Doch wie habe ich es gebüßt, wie hat sie mich gemartet! In zehn Jahren hat es keinen Tag gegeben, wo ich nicht Thränen vergossen .... Nein, laß mich, es ist mir eine wahre Erleichterung, ich muß reden, da ich die Kraft dazu gewonnen habe. Zehn Jahre täglich mehr und mehr verlassen, täglich mehr gedemütigt, bin ich Dir heute nichts mehr; bei Seite bin ich geworfen, entwürdigt zur Rolle einer Magd .... Du mußt es doch endlich einsehen, daß Du besiegst bist; warum klammerst Du Dich noch weiter an Deine Malerei? Das hat doch keinen Sinn. Wenn Du kein großer Maler sein kannst, so bleibt uns doch das Leben."

Sie hatte das Licht auf das Brett gestellt, und während er stolpernd die Leiter hinabstieg, sprang sie zu ihm hin, kauerte sich vor den auf der letzten Stufe zusammengebrochenen Mann, drückte kraftvoll seine leblos herabhängenden Hände und wiederholte:

„Ja, uns bleibt das Leben .... Verjage Deinen Alp und laß uns leben, zusammen leben. Ist es nicht eine Thorheit, wir sind nur zwei, haben nicht Kind noch Kegel und sollten schon wie Greise verkümmern, alt werden vor der Zeit und nicht mehr glücklich sein können? Die kalte Erde wird uns so wie so früh genug haben, glaub' mir, vorher wollen wir uns recht warm halten, leben und uns lieben. Am liebsten entführte ich Dich gleich morgen; möchte mit Dir fortziehen, weit fort von diesem verwünschten Paris. Wir werden irgendwo ein stilles Plätzchen finden, und Du sollst sehn, wie freundlich und süß ich Dir das Dasein gestalten will. Des Morgens frohe Spaziergänge im Sonnenlicht; dann ein durch ndluft gewürztes Frühstück, die behagliche Ruhe des achmittags und Abends die trauliche Plauderstunde beim ampenschirm. Und aus ist alle Qual und Pein, verogen sind die Hirngespinste, heiter lächelt uns das

Leben. . . . Genügt es Dir denn nicht, wenn ich Deine Magd sein, einzig und allein für Dich leben will? Hörst Du nicht? ich liebe Dich, ich liebe Dich; es giebt ja nichts Höheres als die Liebe; und die Liebe ist alles und die Liebe genügt!"

So unendlichen Schmerz kündenden Worten, so sehnsuchtsvollen Klagen, so himmlisch lockenden Tönen kann er nicht widerstehen. Ja, sie hat Recht, in der Liebe zu seiner Frau will er Rettung finden vor den furchtbaren Selbstmordsgedanken, die ihn schon lange unheimlich verfolgen, an ihrer treuen Brust will er die Kunst vergessen.

„Ja," ruft er aus, „ja, rette mich, nimm mich wenn Du nicht willst, daß ich mich töte. Betäube mich im Glück, zeige mir eins, das mich ans Leben fesselt. Lehre mich vergessen, laß mich Deine Sache, Dein Sklave, so klein werden, daß ich Platz finde unter Deinen Füßen." Und nun folgt eine Szene, deren Inhalt wir nicht einmal anzudeuten wagen. Sie ist mit solcher Ueberschwenglichkeit der Phantasie geschildert, so liebevoll ausgemalt im Detail, daß man sagen kann, hat Zola sonst auch noch so viel verbrochen, hier leistet er das Höchste. Fast hat er sich hier selbst übertroffen, und das will viel bei ihm sagen.

Vielleicht hätten eine streng logische Schulung und gründliche historische und philosophische Studien diesen Drang in seinen rechten Schranken gehalten. Aber es ist nachgewiesen, daß gerade sie ein Hauptmangel seiner Vorbildung sind.

Angesichts der hervorragenden Stellung, die Zola in der zeitgenössischen Litteratur einnimmt, erscheint es zwar wie ein ganz unerhörter und von blindem Ha eingegebener Angriff, wenn Brunetière behaupte „Das große Unglück Zola's ist, daß er von Litterat und Philosophie nichts weiß. Unter den Litteraten ohn

litterarische Kenntnisse behauptet er den ersten Platz. Er produziert viel, manchmal denkt er auch; gelesen hat er nie etwas. Das sieht man auf den ersten Blick." Ergäbe sich jedoch die Wahrheit dieser Behauptung nicht aus seinen Werken, so würden wir sie bestätigt finden durch die Aussage eines seiner glühendsten Verehrer.*) Alexis erzäht uns, daß sich Zola seiner Mutter zu Liebe im August 1859, $19^1/_2$ Jahr alt, zum Abiturientenexamen meldete. „Er hat zwar eine dunkle Vorstellung davon, daß er seit $1^1/_2$ Jahren nichts gearbeitet hat, er weiß, daß seine Vorbereitung eine äußerst mangelhafte und ein Mißerfolg mehr als wahrscheinlich ist, aber er wagt's. Die schriftlichen Arbeiten fallen gut aus, zu seinem Erstaunen wird er zur mündlichen Prüfung zugelassen. Die Reihe kommt an ihn. Zunächst die wissenschaftliche Seite: ganz vorzüglich! Physik, Chemie und Naturgeschichte: sehr gut! Mathematik, Algebra nnd Trigonometrie: gut! Nichts als weiße Kugeln! Der Erfolg der Prüfung ist außer allem Zweifel. Was kommt, ist nur noch reine Formensache. Zola zwinkert einem Kameraden zu, der steht auf, verläßt den Prüfungssaal und eilt zu seiner Mutter, um ihr seinen Triumph zu verkünden. Endlich tritt er vor den letzten Professor, welcher ihn in Geschichte, Litteratur und neueren Sprachen zu prüfen hat. Zunächst Geschichte. „Sagen Sie mir das Todesjahr Karl's des Großen." Zola gerät in Verwirrung und stammelt schließlich ein Datum hervor. Er täuschte sich um die Kleinigkeit von 500 Jahren. — „Wir wollen zur Litteratur übergehen," sagt der Professor trocken. Und er verlangt von ihm die Erklärung irgend einer Fabel La Fontaine's. Unser Professor und Zola sahen die eratur zweifellos von ganz verschiedenen Gesichtspunkten denn der erstere wurde immer wütender und riß

Paul Alexis: Emile Zola, notes d'un ami. Paris 1882.

die Augen immer weiter auf, je verwegener der andere seine Ansichten vortrug. „Nehmen wir jetzt Deutsch.“ Hier kann der Kandidat, der wirklich von neueren Sprachen keine Ahnung hat, nicht einmal den deutschen Text lesen. „Es ist gut, mein Herr.“

Das Examen ist zu Ende, und da der Litteratur-Professor auf der Censur: „Ganz ungenügend“ besteht, fällt Zola durch. Nachdem Alexis so die totale Unwissenheit seines Herrn und Meisters gerade in den für seine ganze künftige Laufbahn entscheidenden Disciplinen dargelegt, versteigt er sich am Schlusse seines Berichtes zu dem unglaublich naiven Ausruf: „Warum habe ich heute keine Zeit, in den Universitäts-Archiven Nachforschungen anzustellen. Es würde mir ein ganz besonderes Vergnügen machen, dem Publikum den Namen jenes Helden zu verkünden, der ganz allein das Reifezeugnis dem Verfasser der „Rougon-Macquart“ verweigerte, weil er „ungenügend“ in Litteraturgeschichte war.“ Man sieht, wie gläubig und auf eigenes Urteil verzichtend die ganze Schar der Jünger zu dem neuen Propheten aufblickt. Gerade der erwähnte Roman-Cyclus beweist auf's Augenscheinlichste, wie richtig jener Professor den Kandidaten beurteilte. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir sehen, daß Zola die grundlegenden Gedanken seines eigenen Metiers absolut fremd sind. Die Lücken seiner Schulbildung später auszufüllen, hat er weder Zeit noch Lust gehabt. Er mußte gleich nach seinem Abgange von der Schule Tag und Nacht arbeiten, nur um den täglichen Lebensunterhalt zu gewinnen, und als er erst einen Namen hatte, war er schon zu tief in seine Irrtümer verrannt, um sie als solche zu erkennen. Die Schläge, die bei seinem erst litterarischen Auftreten von allen Seiten auf ihn regneten, machten ihm eine Ueberzeugung. Durch griffe werden Menschen nie von falschen Ansichten

kehrt; im Gegenteil, wie Nägel vom Hammer hineingetrieben, dringen sie nur um so tiefer in unseren Geist.

Mag sich daher Zola auch zehnmal vornehmen, unparteiisch und wahr zu sein, so sieht er immer nur die eine Seite der Dinge. Wenn er den Idealisten den Vorwurf macht, sie höben immer nur die Lichtseiten der menschlichen Natur hervor und würden dadurch unwahr, so kann man von ihm mit demselben Rechte sagen, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfalle, und sich, wenn er mit Vorliebe ihre Schattenseiten unter seine Lupe nähme, mindestens ebenso weit von der Wahrheit entferne. Dieser Umstand hat zwar einzelnen seiner Werke beispiellose buchhändlerische Erfolge gesichert, zugleich aber die Kritik im höchsten Grade erbittert und vielleicht auch, ihm selbst unbewußt, den Grund zu jener tiefgehenden Unzufriedenheit mit seinem eigenen Schaffen gelegt, wie sie sich in den Worten des Pierre Sandoz kundgiebt. Der verzweiflungsvolle Wehruf, mit dem seine Rede ausklingt, entstammt seiner eigenen Brust. Denn es ist kein Zeifel, daß er sich selbst in dem Freunde Claude's verkörpert hat. Die ganze Stellung, die Pierre Sandoz als Vertreter der naturalistischen Richtung im Roman einnimmt, weist darauf hin. Ja, er legt ihm fast wörtlich dieselben Ausdrücke in den Mund, mit denen er einst der Welt seine neuen Theorien verkündete. In einer der vielen Unterhaltungen, die er mit Claude über die ihn beseelenden Ideen führt, sagt er: „Ach, wie schön wäre es, wenn man sein ganzes Sein einem einzigen Werke weihen dürfte, in welchem man versuchte, das ganze All' darzustellen, die leblosen Dinge, Thiere und Menschen, eine ungeheure Arche Noah!" — „Ich möchte", ärt Zola seinerseits in einer seiner Vorreden, „die .mte Menschheit auf eine weiße Seite betten, alle ge, alle Wesen, ein Werk sollte es werden, wie die eheure Arche Noah."

Neben diesen Beiden ist die bedeutendste Figur des Romans die des sechzigjährigen Malers Bongrand. Er steht im Zenith seines Ruhmes. Seine Unsterblichkeit ist ihm verbürgt durch ein Bild: „Die Dorfhochzeit", dem im Louvre ein Ehrenplatz neben den Werken der klassischen Meister angewiesen ist. Zu ihm schauen die Jüngeren alle mit Bewunderung und Verehrung empor. Ihm haben die gütigen Götter verliehen, wonach sie noch streben mit heißem Bemühen. Er scheint beneidenswert, und doch ist er im Grunde seiner Seele ein elender, gebrochener Mann. Er ahnt, daß die Flügel seines Genies ermatten. Dieser Zweifel wird zur Gewißheit, als er auf dem letzten „Salon" ein von ihm ausgestelltes Bild ganz unbeachtet sieht. „Er weiß jetzt, daß er sich überlebt hat, daß er nie mehr ein lebensvolles Bild schaffen wird. Und doch ist dies der letzte, höchste Aufschwung seiner Seele, der entscheidende Schlag, den er seit Jahren vorbereitet hat, ein letztes Werk, geschaffen in dem Drange, sich selbst die Zeugungskraft seines Genies zu beweisen. Auch ihm leiht Zola Worte voll so tiefen Schmerzes, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, der Dichter beklage in seinem Geschick das eigene. „Ihr Anfänger", ruft er seinen jungen Freunden zu, „versteht mich nicht, ihr könnt mich nicht verstehen. Nicht die Freude, oben angelangt zu sein, gewährt das höchste Glück, sondern das Hinaufsteigen. Macht Euch das doch klar! Man hofft alles, man träumt alles, wiegt sich in den herrlichsten Illusionen. Man hat so gute Beine, daß Einem die anstrengendsten Märsche kurz werden. Man hat einen solchen Heißhunger nach Ruhm, daß die ersten kleinen Erfolge wie eine wunderköstliche Labung erscheinen. Welch' ein Fes wenn man all' seine großen Träume erfüllt sehen wird und schon ist man nahe am Ziel, man schindet sich a' und ist glückselig dabei! Jetzt ist man oben, der Gipfel i'

erobert, jetzt heißt es, ihn behaupten. Und nun beginnt das Elend, der Rausch ist verflogen, man findet ihn kurz, bitter, im Grunde genommen nicht des Kampfes wert, den er gekostet. Nichts Unbekanntes reizt uns mehr, kein heißes Sehnen durchglüht mehr unsere Brust, der Durst nach Ruhm ist gestillt. Wir haben unsere großen Werke geschaffen und sind erstaunt, daß unsere Freude dabei nicht größer gewesen ist. Von diesem Augenblick an scheint der Horizont leer, keine neue Hoffnung ringsum; uns bleibt nur noch das Grab. Und doch hält man noch krampfhaft am Leben fest, man will noch nicht zu Ende sein, man klammert sich an seine Schöpfung an wie Greise an die Liebe, mit zitternder, kraftloser Hand .... Ja, man sollte den Mut und den Stolz haben, sich vor seinem letzten Meisterwerke zu erwürgen!"

Diese schwermütige Klage des alternden Genies läßt Zola zwar von einem Greise aussprechen, aber kann man sie nicht ebenso gut auf ihn selbst übertragen? Es ist wahr, er steht noch in der Blüte der Jahre; aus seinem Lorgnon sehen die Augen noch so siegesbewußt herab auf die schreiende, tobende Menge zu seinen Füßen. Noch ist die Haltung des kraftvoll gebauten Körpers stolz, noch manchen Sturm wird sein massiver Bau überdauern; aber schon nagt der Wurm des Zweifels an seinem Herzen. Leicht und freudig zog er einst in den Streit. Wie heller Trompetenschall hallte der Ton seiner Stimme wider in den Reihen des jungen, zum Gipfel hinanstürmenden Nachwuchses, als es galt, die Neider und Verächter der neuen Schule niederzu-
[illegible]igen. Aber wie Bongrand scheint auch er das Maß es Könnens schon erreicht zu haben. Die jungen ente drohen ihn zu überflügeln, ihn von dem unter zen Kämpfen gewonnenen Gipfel herabzustürzen. Heut ügt es nicht mehr, vollendete, in ihrer Art ganz be-

wundernswerte Kulturbilder zu geben. Ja, seine Grundidee war richtig, sie hat sich siegreich Bahn gebrochen und ist Gemeingut geworden. Aus dem Strom des Lebens soll der Dichter schöpfen — aber die große Masse will vor allem gefesselt, will gepackt, will hingerissen sein. Und das kann nur durch eine spannende, in künstlerischer Vollendung sich aufbauende Handlung erreicht werden. Scheinerfolge, wie sie seine „Nana“ erreicht, täuschen ihn nicht mehr über ihren wahren Wert. Und ist die düster gefärbte Unterredung der beiden, vom Begräbnis ihres im Kampfe um's Dasein gefallenen Freundes Claude zurückkehrenden Künstler nicht eine Bestätigung unserer Auffassung?

„Wenigstens ist er logisch und mutig gewesen“, erklärt Sandoz. „Er hat seine Ohnmacht eingesehen und sich getötet.“

„Das ist wahr“, sagt Bongrand, „und wenn uns unser Leben nicht so lieb wäre, machten wir's alle so wie er.“

Bongrand hat das große Bild Claude's im „Salon des Refusés“ gesehen und ihm versichert, er wäre stolz, einen Frauenleib von so edlen Formen, von solcher Vollendung gemalt zu haben. Dieser Zuruf des großen Meisters hat seinen Mut erfrischt. In drei auf einander folgenden Jahren beschickt er den „Salon“, wird aber jedesmal von der Jury zurückgewiesen, weil seine Farbenführung zu kraß, die Kontraste zu grell neben einander gestellt seien. Eine kleine Anerkennung wird ihm jedoch zu Teil. Auf Verwendung eines befreundeten Malers, Namens Jagerolles, wird ein viertes Bildchen: „Das tote Kind“, der Ehre gewürdigt, in dem „Salon“ Aufnahme zu finden. Mit seinen offenen, stieren Au[illegible] seinem durch den Todeskampf schmerzhaft verzoge[illegible] Munde und der wächsernen Leichenfarbe wirkt es so schreckend, daß eine junge Frau entsetzt die Flucht d[illegible]

ergreift; sonst aber bleibt es unbeachtet. Die Menge würdigt es keines Blickes. Der umringte, umschmeichelte Held des Tages ist jener Fagerolles, der Urtypus des Emporkömmlings in der Kunst. Er hat seinen Genossen, den von Kraft überschäumenden, wahren Jüngern der Kunst ihr Geheimnis, die hellen, lebensfrischen Farben abgelauscht und sie maßvoll herabgestimmt; auch seine ganze Komposition ist dem Geschmack des Tages angepaßt. In dem von ihm ausgestellten Gemälde „Ein Frühstück" erkennt Claude sein „En plein air" wieder. „Das ist dieselbe helle Tönung, dieselbe Kunstformel, doch wie abgeschwächt! Fagerolles hat nicht den Fehler begangen, die drei Frauen, welche sich auf dem Bilde befanden, nackt darzustellen; dagegen zeigen sie in ihren gewagten Weltdamen-Toiletten genug, um pikant zu wirken. Neben den Damen sitzen zwei Herren, welche in ihren eleganten Sommer-Röckchen als das non plus ultra von Distinktion gelten können, während abseits ein Diener aus dem hinter Bäumen versteckten Landauer einen Korb hebt. Dies Alles, die Gesichter, die Stoffe, das Stillleben des Dejeuners, in voller Sonnenbeleuchtung stehend, tönt sich in froher Farbenwirkung vom dunklen Grün des Hintergrundes ab; und die schlaue Berechnung des Malers leistet ihr Höchstes in einer gewissen prahlerischen Kühnheit und lügnerischen Kraft, die sich gerade nur in so weit geltend macht, als genügt, um die Menge angenehm aufzuregen. Ein Sturm in einem Sahntopf!"

Claude hört die Urteile der Leute.

„Endlich Einer, der die echte Wahrheit zu malen versteht! Er übertreibt nicht, wie die ungeschliffenen Verer der neuen Schule; er läßt alles sehen, ohne etwas zeigen. Ihr Lob gipfelt in dem einen Wort: „Eine Pariser Malerei!" — Allerdings sehen die Kenner, Gegensatz zu diesem oberflächlichen Geschwätz des

Alltagspublikums, tiefer. Nicht Fagerolles, sondern Claude ist in ihren Augen der Schöpfer der strahlenden Farben, des Lichts und der Sonne ringsumher. „In diesem Jahre", erklärt ihm Sandoz, „bist Du der eigentliche Triumphator des „Salons". Du hast sie alle zur neuen Anschauung erhoben durch Dein „Plein air", über das so viel gelacht worden ist. Da sieh! da ist noch ein „Plein air", da noch eins, und da, und das da drüben, überall, wo man hinblickt!" Sandoz weist mit der Hand die Wände entlang. . . . . Auch an dieser Stelle muß mit Bewunderung der scharfe Blick dieses ganz einzigen Beobachters hervorgehoben werden. Mag es auch vom Standpunkt der Ästhetik des Romans ziemlich gleichgiltig erscheinen, ob die oder jene Schule in der Malerei die herrschende ist, so bleiben seine Werke darum, weil er den großen, umwälzenden Ideen der Gegenwart einen so breiten Platz in ihnen einräumt, als Kulturbilder hochinteressant. Vielleicht wird ihnen dieser Umstand allein die Unsterblichkeit sichern, ihnen Kraft verleihen, nicht unterzugehen in dem Strom der Jahrhunderte. Wie er im „Germinal" zum Propheten der Arbeiterunruhen in Belgien wird, so macht er sich hier zum Herold der neuen, die moderne Malerei durchdringenden Idee. So erhebt sich Zola, obgleich selbst noch mitten in den Kämpfen der Gegenwart stehend, auf den Warteturm des Sehers und kündet der Zukunft ihre Wege.

Trotz aller bisherigen Mißerfolge bleibt Claude's Mut ungebrochen. Ja, sein Freund hatte recht. Wenn es Licht geworden ist in der Malerei, wenn die alten, pechdunklen Ausstellungen einem frischen, frühlingshellen „Salon" Platz gemacht haben, so ist das sein Werk. „Die Morgenröte, welche einst im „Salon der Zurück gewiesenen" aufgegangen, überstrahlt heut alle Wände verjüngt alle Bilder mit einer zart verschwimmenden, i tausend Nuancen schimmernden Helle." Frisch geht

von neuem an die Arbeit; zur letzten großen Anstrengung rafft er sich empor. Zwei Jahre lang quält er sich mit seinem Bilde, bald voll überschwenglicher Freude, bald niedergeschmettert von dem Bewußtsein seines Unvermögens. Endlich naht es seiner Vollendung. Das Sujet ist immer dasselbe, die Cité, von der Brücke des Saints-Pères aus gesehen, links der Landungsplatz Saint-Nicolas, mit einer trefflich studierten und tüchtig gemalten Gruppe von Gyps ausladenden Lastträgern, rechts eine Schwimmschule, im Hintergrunde die Quais und die Seine, aus der die Cité triumphierend emporsteigt. Die ganze Mitte der Komposition wird eingenommen von einer großen Gondel, in der sich drei Frauen befinden. Die eine im Badekostüm führt das Ruder; die andere sitzt, mit halb entblößtem Nacken, am Rande des Nachens, die Beine im Wasser hängend, die dritte steht, vollständig unbekleidet, kerzengerade, an der Spitze des Bootes. Das Bild ist genial und in herrlichen Tönen gemalt. Doch stehen die grellleuchtenden Fleischtöne der badenden Frauen mit der ganzen Färbung und Haltung des Gemäldes in disharmonischem Widerspruch.

„Wie kommst Du auf diese sonderbare Idee?“ fragt ihn Sandoz als er das Bild zum ersten Male sieht. „Was machen die Frauen da?“

„Nun, sie baden“, antwortet Claude. „Du siehst doch, sie sind eben aus dem Wasser gekommen; das giebt mir Gelegenheit, eine Nacktheit zu malen; eine glückliche Idee, nicht wahr? Nimmst Du daran Anstoß?“

„Ich? O nein! . . . Ich fürchte nur, das Publikum wird Dich wieder nicht verstehen. Diese nackte Frau mitten in Paris ist nicht sehr wahrscheinlich.“

An diesem Bilde erschöpft Claude vergeblich seine Kraft. „Welch' ein Schaffensringen voll Blut und Thränen, um lebendes Fleisch lebend zu gestalten!

Er verzehrt sich in der für ihn unmöglichen Aufgabe, die Natur greifbar treu darzustellen. Bis zur vollständigen Erschlaffung spannt er seine Muskeln in diesen schmerzhaften Wehen, und doch vermag sein Genie nie, es zu einer lebensfähigen Geburt zu bringen." Verzweiflung packt ihn; er erhängt sich in seinem Atelier, seinem verfehlten Bilde gegenüber. „Mit einem der Stricke, welche den Rahmen an der Mauer hielten, war er auf die Leiter gestiegen, hatte den Strick an das Querholz geknüpft, das er dort einst zur größeren Sicherheit angebracht; dann war er von dort herabgesprungen. Im Hemd, mit nackten Füßen, mit schwarzer Zunge, mit blutgequollenen Augen hing er dort, das Gesicht nach dem Frauenbilde gewandt, als habe er ihm mit dem letzten Röcheln seine Seele eingehaucht, als blickte er es noch jetzt mit seinen starren Augen an." Die ganzen Vorzüge und Fehler Zola'scher Darstellung findet man in diesen paar Zeilen. Schaudernd wendet das Auge sich ab von dem Entsetzen erregenden Bilde des Gehängten, und doch muß der Geist unwillkürlich die Wahrheit und die gewaltige Wirkung der kurzen Beschreibung bewundern. Aber wie kommt gerade er, der Realist, dazu unseren Blick zu martern? Warum reißt er so grauenvolle Scenen aus dem verborgenen Dunkel des Familienlebens an's helle Tageslicht? Warum verhüllt er sie nicht, wie es doch im gewöhnlichen Leben geschieht? Weil er damit der idealen Auffassung der Kunst ein Zugeständnis machen würde. Und das will er um keinen Preis. Alles Kleinliche, Widerwärtige, Gemeine, was uns im gewöhnlichen Leben begegnet, sollen wir in seinen Romanen wiederfinden. Und doch nimmt der wahre Künstler nicht das Zufällige der Erscheinungen auf. Auch er geht von der Wirklichkeit aus, aber sie ist ihm nicht etwas Wesentliches, Bleibendes, sondern nur etwas Vorübergehende Sein Geist ist der Brennpunkt, in dem sich die einzeln

Erscheinungen strahlenförmig zusammenfinden, und aus dem sie als vollendetes Ganzes, in formenschöner Verklärung wieder ausstrahlen. Gerade nach dem Idealen verlangt ja dürstend die Seele. Das Ideal ist das einzig Bleibende, Dauernde, das einzig Wahre. In diesem Sinne hat man mit Recht gesagt, die Welt der Kunst sei wahrer, als die Welt der Geschichte. Bietet das Leben nicht der Misere genug? Ja, die Seele hat das unabweisbare Bedürfnis, sich herauszuretten aus dieser Welt des Jammers. In der Brust des geistig Vornehmen, wie des geistig Armen lebt die Sehnsucht nach höherer Vollkommenheit. Man beobachte das Volk bei einem Rührstück der Vorstadttheater, wie es mit gespannter Aufmerksamkeit der Entwicklung der Handlung folgt, wie es jede Tirade, die von dem Dulden und Hoffen des armen Menschenherzens spricht, mit Beifall belohnt. Und dann — welch' grenzenloser Jubel, welch' unendliches Entzücken, wenn zum Schluß der Intrigant entlarvt und ihm gerade in dem Augenblicke der Giftbecher aus der Hand geschlagen wird, wo er ihn dem verfolgten Liebling des Publikums reichen will. Bravo! Das war schön! — Dem ist's recht! Dem gönn' ich's! Dem Schuft! so tönt's von allen Seiten. Die Kunst hat die Mission, diesen unwiderstehlichen Drang unseres Herzens nach dem Ideal zu befriedigen, und mag der Dichter Homer, Shakespeare oder Göthe heißen — sie alle dienen der einen erhabenen Aufgabe Sophokles ist uns darum kein Fremder, weil uns Jahrtausende von ihm trennen, und noch heut findet die menschliche Sprache keine schöneren Laute, um das ungestillte Sehnen nach einem teuren, in der Fremde weilenden Angehörigen auszudrücken, als

" der um ihren Bruder Orestes trauernden Elektra
von Mund legt:

Möchte doch des Olympiers Hand ihn gütig zur
geleiten, ihn, auf den in Geduld harrend stets

ich Aermste hier einsam umherirre, heiße Thränen vergießend in unendlichem Kummer; und alles vergaß der Erwartete, was er empfing und vernommen. Hat nicht ein Jeglicher seiner Boten mir eitle Hoffnung erweckt? Denn Sehnsucht fühlt er stets, doch Sehnsucht treibt ihn nie, zu kommen."

Alphonse Daudet als Humorist.

La vieille gaieté gauloise — die alte gallische Lustigkeit — so nennen die Schriftsteller des „Figaro“ den Humor Alphonse Daudet's, wie er sich in seinem Werke: „Tartarin in den Alpen“ darstellt. Um genau beurteilen zu können, in wie weit diese Behauptung begründet ist, muß man auf einen früheren Roman des Dichters zurückgehen, denn Tartarin ist ihm eine bereits typisch gewordene Figur. Er erschien in den siebziger Jahren unter dem Titel: „Wundersame Abenteuer des Tartarin von Tarascon.“

Der Dichter verspottet hier die prahlerische Natur des Südfranzosen, welchem seine lebhafte Phantasie und die glutvolle, alles verklärende, ins Unermeßliche vergrößernde Sonne des Südens Spiegelbilder vorzaubert, die er für Wirklichkeit hält. „Der Mann des Südens lügt nicht, er täuscht sich nur. Er sagt nicht immer die Wahrheit, aber er meint sie zu sagen. Seine Lüge ist keine Lüge, sie ist eine Art von Fata Morgana. . . . Der einzige Lügner des Südens ist die Sonne. . . . Alles, was sie berührt, übertreibt sie.“ Tartarin, der Held des Romans, ist ein kleines, vierschrötiges, dickes, rotwangiges Männlein von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, den dieselbe überschäumende Thatenlust, derselbe ungestüme Drang nach Abenteuern erfüllt wie weiland
[illegible] großes Vorbild, den edlen Don Quixote de la
[illegible]ncha. Während dieser jedoch einen dürren, sehnigen
[illegible]per besitzt, stark genug, tagelang in glühender Juli-
[illegible]e die eiserne Rüstung zu tragen und mit einer Hand-

voll Reis vorlieb zu nehmen, ist unser Tarasconese ein fettes Herrchen, „très douillet, très geigneux“, sehr verzärtelt, gegen den geringsten Schmerz äußerst empfindlich. In Tartarin sind, wie Daudet es ausdrückt, Don Quixote und Sancho Pansa zu einer Person vereinigt. Man stelle sich nun einen solchen, nach Heldenthaten dürstenden Geist gebannt in einen verweichlichten, an allen Lebenskomfort gewöhnten Körper vor, und man wird die beständigen Seelenkämpfe des kleinen Mannes verstehen. Obwohl nun Tartarin nie über das Weichbild seiner Vaterstadt hinaus gekommen ist, erfreut er sich doch eines unbestrittenen Ansehens unter den Mitgliedern des aus den Honoratioren von Tarascon bestehenden Klubs, und zwar verdankt er dieses seiner Überlegenheit im Schießen.

Jeden Sonntag nämlich greift Tarascon zu den Waffen und geht auf die Jagd. Da nun leider auf fünf Meilen in der Runde alles Wild weggeschossen ist, so müssen sich die Herren mit einem anderen Ziele begnügen. Jeder nimmt seine Mütze, wirft sie mit aller Kraft in die Höhe und schießt danach mit Schrot Nr. 5, 6 oder auch 2, je nach Uebereinkommen. Als Mützenjäger nun hat Tartarin nicht seinesgleichen. Jeden Sonntag marschiert er früh mit einer neuen Mütze fort und kehrt abends mit einem Fetzen zurück. Da er außerdem den Jägerbrauch von Grund aus kennt, so haben ihn die Tarasconesen zu ihrem Schiedsrichter erwählt. Alle Tage kann man von drei bis vier Uhr bei dem Büchsenmacher Costecalde einen würdigen, dicken Herrn mit der Pfeife im Munde auf einem grünledernen Fauteuil sitzen sehen. Es ist Tartarin von Tarascon, der inmitten einer Schar schreiender, disputierender Mützenjäger zu Gericht sitzt, Salomon auf Nimrod gepfropft. Und doch ist Tartarin nicht glücklich. Dieses kleinstädtische Leben lastet centnerschwer auf seiner Brust, es erstickt ihn . . . Wie kann auch einer Heldennatur, die

nur von Schlacht und Krieg träumt, eine auch noch so ausgiebige Mützenjagd oder sein Schiedsrichteramt genügen? Ach, wie oft erhebt sich Tartarin brüllend, wenn er an drückend heißen Sommernachmittagen allein inmitten seiner Schwerter liest, wie oft wirft er das Buch von sich und stürzt auf die Wand los, um irgend eine furchtbare Waffe herunterzureißen. Der Tempelritter, der einen Ausfall gegen die belagernden Ungläubigen vorbereitet, der chinesische Krieger, der sich zur Schlacht rüstet, der Comanche, welcher den Kriegspfad betritt, sie sind alle nichts im Vergleich zu Tartarin, wenn er sich um 9 Uhr abends von Kopf bis Fuß bewaffnet. In der linken Hand trägt er einen Schlagring mit eisernen Spitzen, in der Rechten einen Stockdegen; in der linken Tasche einen Totschläger, in der rechten einen Revolver, auf der Brust, zwischen Tuch und Flanell, einen malayischen Krisch. Vergiftete Pfeile — nein — die trägt er nie bei sich, das sind zu unloyale Waffen. Bevor er losmarschiert, veranstaltet er in der Stille und dem Dunkel seines Kabinets einige Exercitien, sticht, stößt nach der Wand, giebt einige Schüsse ab und läßt alle seine Muskeln spielen .... Dann schreitet er mit prachtvoller Ruhe durch die Nacht dahin, läßt seine Absätze im Takt erklingen und schlägt mit dem eisernen Ende seines Stockes Funken aus dem Pflaster. Immer hofft der arme Kerl, daß sie aus dem Dunkel der winkeligen Straßen auf ihn losstürzen, ihn vielleicht gar im Rücken anfallen werden. Wer, sie? Tartarin weiß das selbst nicht so genau. Sie! bedeutet alles, was angreift, alles was kämpft, alles, was beißt, alles, was zerkrallt, alles, was scalpiert, alles, was heult, alles, was brüllt. Sie! bedeutet den Indianer

den Kriegspfahl tanzend, an den der unglückliche
ißе gebunden ist, den grauen Bär der Felsengebirge,
sich hin und herwiegend, seinen Körper mit blutiger
nge beleckt .... Aber ach, grausame Ironie des

Schicksals, niemals — aber auch nicht einziges Mal hat Tartarin das Glück, eine unangenehme Begegnung zu erleben.

Eines Tages jedoch wird ihm Gelegenheit, sich in seiner ganzen Heldengröße zu zeigen. Wie auf Windesflügeln verbreitet sich in der Stadt die Nachricht: „Ein Löwe ist da!“ Die Menagerie Mitaine, vom Jahrmarkt in Beaucaire zurückkehrend, hat sich herbeigelassen, auf einige Tage in Tarascon Halt zu machen. Tartarin ist gerade im Begriff, beim Büchsenmacher Costecalde einigen Liebhabern die Handhabung des Zündnadelgewehrs zu erklären, als diese Kunde zu ihm dringt, die seinem Leben einen idealen Aufschwung verleihen sollte. Seine Augen flammen. Mit einer konvulsivischen Handbewegung wirft er das Zündnadelgewehr auf seine Schulter und eilt nach der Menagerie. Im Marschtempo folgen sämtliche Mützenjäger. Da kann man ein erhabenes Schauspiel sehen. Den Löwen von Tarascon gegenüber dem Löwen des Atlas! Und mag der Löwe, einen Nebenbuhler ahnend, auch dumpf grollen, die Krallen spreizen und die Tatzen recken, mag er seinen ungeheuren Rachen auch noch so weit öffnen und ein entsetzenerregendes Brüllen ausstoßen, unser Held wankt nicht von der Stelle. Da steht er fest und entschlossen vor dem Käfig, Blitze in den Augen, sein Gesicht zu jenem furchtbaren Schiefmaul verzogen, das die ganze Stadt kennt und das er immer nur dann zeigt, wenn große Entschlüsse ihn quälen und wenn ihm die Tragik seiner Lage so recht lebendig vor den Geist tritt. Und seine Freunde hören, wie er, in die Betrachtung des Löwen versunken, vor sich hinmurmelt: „Das, ja, das wäre eine Jagd!“ Kein anderes Wort mehr entfloh an jenem Tage sei Munde.

In dieser feierlichen Erklärung liegt eine un kennbare Anspielung auf die berühmten Worte in Dan

Hölle: „Quel giorno piú non vi leggemmo avante — an jenem Tage lasen wir nicht weiter", mit dem Francesca da Rimini die rührende Geschichte ihrer Liebe beendet. Man sieht daraus, daß Daudet, um eine komische Wirkung zu erzielen, es nicht verschmäht, zu Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Seine Komik ist daher in den beiden Erzählungen, in denen Tartarin die Hauptrolle spielt, eine durchaus bewußte. Wenn der Dichter den kleinen dicken Herrn als auf dem Richterstuhle Salomonis sitzend darstellt, wenn sich Vergleiche auf Vergleiche, Kontraste auf Kontraste häufen, wenn sich Tartarin abends von Kopf bis Fuß bewaffnet, um schließlich ein harmloses Spielchen im Kasino zu machen, merkt man die Absicht und könnte verstimmt werden, wenn man nicht unwillkürlich lächeln müßte. Es bleibt aber eben beim Lächeln. Auch im weiteren Verlaufe der Erzählung trägt Daudet's Darstellungsweise denselben Charakter. Als Tartarin, von seinen Mitbürgern gedrängt, sich endlich dazu entschließt, nach Afrika zu gehen und Löwenjäger zu werden, rüstet ihn der Dichter mit einer ganzen Ladung von Waffen, mit Fleischkonserven, Bouillontafeln und Seemannsstiefeln aus. Der Held trägt zwei schwere Gewehre, auf jeder Schulter eins, steckt ein großes Jagdmesser in seinen Gürtel und befestigt auf seinem Bauche eine Patrontasche, an der Seite hängt ein Revolver. Diese Art Komik macht in ihrer Wiederholung sogar einen gezwungenen, unnatürlichen Eindruck und verfehlt daher vollständig ihre Wirkung. Jenes Gefühl ungeheuren, tiefinnerlichen Wohlbehagens, das uns beim Lesen des Don Quixote, seines unsterblichen Vorbildes, durchströmt, lernen wir bei Daudet gar nicht kennen. [illegible] uns bei Cervantes so ungemein fesselt und uns [illegible]uernd in still heiterer Stimmung erhält, ist die [illegible]nik, die sich aus der Situation selbst, aus der ganzen [illegible]fassung der Person des Helden in seinem Verhältnis

zur Außenwelt ergiebt. Der spanische Dichter stellt keine Vergleiche an, fügt keine Betrachtungen hinzu, er läßt seinen Helden handeln. Er stattet ihn nicht mit zwei Schwertern und drei Lanzen aus, sondern Don Quixote ist gerüstet, wenn auch höchst dürftig, mit den bei irrenden Rittern üblichen Waffen. Ganz bona fide stürzt er sich auf die Windmühlen und läßt sich von ihnen niederschmettern. In der aufrichtigsten Überzeugung kämpft er mit Schwert und Lanze gegen eine Schar harmloser Maultiertreiber, die er für Räuber hält; mit der Grandezza eines mittelalterlichen Paladins begrüßt er die Wirte der Gasthäuser als Schloßherren und redet Stall- und Straßendirnen als Hofdamen an. Ein Anklang an diese letztere Art von Komik findet sich zuweilen im „Journal amusant", wenn die „invalos", die einbeinigen, schnupftabaktropfenden, runzligen Invaliden jugendlichen Bonnen in den galantesten und zärtlichsten Ausdrücken den Hof machen, ohne im geringsten an ihrer eigenen Unwiderstehlichkeit zu zweifeln. Nirgends ahnt man auch nur die Person des Dichters; alle Absichtlichkeit liegt ihm fern. Er stellt mitten in unser modernes Leben einen Mann, der, durch die Lektüre abenteuerlicher Ritterromane verrückt geworden, sich für berufen hält, als fahrender Ritter die Welt zu bereisen und all' das Unrecht, das um ihn herum geschieht, wieder gut zu machen. Aus dem sich hieraus von selbst ergebenden Konflikt des Ideals, das ihm vorschwebt, mit der kleinlichen Wirklichkeit wird in dem Leser eine beständige, ganz innerliche Heiterkeit erzeugt. Das Wohlthuende dieser Stimmung wird noch erhöht durch den Umstand, daß wir dem Don Quixote trotz seiner verrückten Schrullen unsere Sympathie, ja sogar eine gewisse Hochachtung nicht versagen könne- Denn mag ihn auch die Rittermanie beherrschen, in all übrigen zeigt er einen durchdringenden Verstand, e gesundes Urteil, ein vielseitiges, tiefes Wissen. Und da

ist er tapfer; er ist verwegen bis zur rücksichtslosen Hingabe seines Lebens. Für seine Idee und die Dame seines Herzens ist er jeden Augenblick zu sterben bereit. Mit einem Wort: die Komik des Cervantes ist eine innerliche, die Daudet's eine äußerliche, die des ersteren ergiebt sich aus der Naturanlage seines Helden, die des letzteren beruht zum großen Teil auf dem Mäntelchen, das er ihm umhängt. Allerdings ist ja die Figur Tartarin's ihrer ganzen Idee nach eine ganz andere als die Don Quixote's, und daher auch viel weniger geeignet, komische Wirkungen durch Konflikte mit der Außenwelt zu erzeugen. Während dieser den Kampf gegen eine ganze Welt aufnimmt, scheut jener stets vor energischem Handeln zurück. Er ist ein ewig gährender, tosender, in seinem Innern brausender Vulkan, dem aber nie Feuer oder Lava entströmt, aus dem höchstens dann und wann ein dünnes Rauchwölkchen emporsteigt; er gleicht einem stolzen Orgelwerk, das plötzlich anstatt der erwarteten, machtvoll dahinrauschenden Musik einen ächzenden Mißton von sich giebt. Und so sehen wir auch schließlich seine laut gepriesene und gefeierte Afrika-Expedition im Sande verlaufen. Ruhig und gefaßt, wie Sokrates in dem Augenblick, wo er den Schierlingsbecher trinkt, nimmt er von den Seinen Abschied und reist ab. Mit seinem Waffenarsenal behängt, wird er auf dem Schiffe plötzlich von der Seekrankheit befallen, ohne daß er den Mut hat, sich seiner Rüstung zu entledigen. Im kläglichsten Zustande langt er in Algier an. Nachdem er sich dort durch ein hübsches Weinchen und gediegenes Dejeuner gekräftigt, begiebt er sich mit frischem Mut auf die Löwensuche. Endlich! Endlich! nachdem er fast schon daran verzweifelt, je einen zu
[illegible]-sicht zu bekommen, stürzt eines schönen Tages ein
[illegible]iger Löwe in ganz belebter Gegend in der Nähe von
Jeanneville mit furchtbarem Brüllen auf ihn zu. Anlegen
[illegible] ihm zwei Explosivkugeln in den Kopf jagen, ist das

Werk eines Augenblicks. Aber ach! das arme Tier fällt als ein unschuldiges Opfer der angstvollen Kampfeswut unseres Helden. Ein altes, blindes Geschöpf, ganz zahm und unschädlich, ist es von seinem Besitzer dazu abgerichtet worden, den Vorübergehenden eine Almosenbüchse bittend entgegenzustrecken. Tartarin verkauft seine kostspielige Reiseausstattung, da ihm kurz vorher seine Barschaft gestohlen worden ist, bezahlt eine Entschädigungssumme von 2500 Franks und tritt die Heimreise an. Das im voraus geschickte Fell des blinden Löwen ist für seine Mitbürger der augenscheinliche, handgreifliche Beweis seiner Tapferkeit, und er wird daher von ihnen bei seiner Ankunft als Held gefeiert und im Triumph die Bahnhofstreppe hinabgetragen.

Seit dem Kriege von 1870 hat sich gar vieles im Städtchen geändert, und Tarascon hat verzichten gelernt auf eitle Vergnügungen. Die alte Stammgesellschaft hat das harmlose Kartenspiel verschworen und sich in einen Alpenklub verwandelt, unter dem Patronat des londoner „Alpine Club". Es ist nur der kleine Unterschied dabei, daß die Tarasconesen, anstatt ihrer Heimat den Rücken zu kehren und weit entlegene Bergspitzen aufzusuchen, sich mit dem begnügen, was sie unter der Hand, oder besser gesagt, unter den Füßen haben, nämlich mit einer Kette winzig kleiner, 150 bis 200 Meter über die Meeresfläche sich erhebender Hügel vor den Thoren der Stadt. Tartarin beteiligt sich selten an diesen Ausflügen. Er liebt die Bequemlichkeit und bleibt meist zu Haus, während Costecalde die Führung übernimmt und die Fahne des Klubs hochschwingend, auch die unzugänglichsten Punkte mit Leichtigkeit erklimmt. Denn er ist ehrgeizig, es kränkt ihn, daß er nur Vice-Präsident des Klubs und er will den Präsidenten Tartarin bei der nächst stattfindenden Neuwahl aus dem Sattel heben. Di seine Freunde gewarnt, kommt dieser auf einen genie

Gedanken. Warum sollte er nicht bis dahin etwas Grandioses unternehmen, z. B. die Standarte des Klubs auf einem der höchsten Gipfel Europa's, der Jungfrau oder dem Montblanc, aufzupflanzen? Sogleich geht er an's Werk und macht jeden Morgen acht bis zehnmal seinen Rundgang um die Stadt, ja, er scheut sogar bisweilen die Anstrengung nicht, denselben Weg ebenso oft in entgegengesetzter Richtung zurückzulegen. Er kauft Steigeisen, Alpenstock, Eishacken, eine Mütze mit langem Schilde, eine ungeheure grüne Brille mit konvexen, stereoskopartig vorstehenden Gläsern, hängt sich einen Pack dicker Seile um den Leib und erscheint in dieser Ausrüstung auf dem Rigi. Auf den einsamen Höhen des Montblanc oder des Finsteraarhorn wäre sie nicht weiter aufgefallen, aber zwei Schritt von der Eisenbahn macht sie auf die Besucher des mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Hotels Rigi-Culm einen ungemein lächerlichen Eindruck.

Die vielen im Speisesaal hängenden Photographien machen ihn zum ersten Mal durch den Augenschein mit den Gefahren bekannt, die dem Alpenbesucher drohen. Da findet er Abbildungen von Gletschern und schneeigen Abhängen; er sieht Männer und Frauen in langer Reihe an einen Strick gebunden, hohe, spitz zulaufende Felswände, auf denen die Reisenden entlang rutschen, ungeheure Eisspalten mit tief hinabsteigenden blaugrünen Wänden. Strickleitern sind darüber geworfen, auf denen man nach der anderen Seite klettern muß. Vor allen Dingen heißt's hier Vorsicht beachten und einen ausgezeichneten Führer wählen. Als solcher wird ihm der Kurier einer Familie aus Peru empfohlen, ein Mann,

nach der Aussage des Oberkellners alle Berge der
't bestiegen hat. Auf der Tellplatte trifft Tartarin
ihm zusammen und erkennt in ihm den früheren
chäftsführer seines heimatlichen Klubs. Bompard

ist ein ganz guter Kerl, aber mit einer solchen Neigung zur Aufschneiderei behaftet, daß er in ganz Tarascon nur der Lügner heißt. Man kann sich ungefähr vorstellen, was das heißen will, in Tarascon als Lügner verschrieen zu sein! Trotz seiner anfänglichen Enttäuschung ist Tartarin entzückt, ein bekanntes Gesicht und vor allem die traute Sprache der Heimat mit ihren Accenteigentümlichkeiten wiederzufinden. Er folgt der Einladung Bompard's zum Diner, und beide geben sich nun dem vollen Genuß des ungestörten, gemütlichen Beisammenseins hin.

„Du kennst mich doch, Gonzague," erklärt Tartarin — und nichts könnte den offenherzigen, hingebenden Ton wiedergeben, mit dem er diesen romantischen Vornamen ausspricht — „Du kennst mich doch, wie? Du weißt, ob ich mich auch nur einen Augenblick besonnen habe, dem Löwen entgegenzugehen, aber was dieser nicht vermocht, das hat die Schweiz bewirkt mit ihren Fährnissen. Ich habe Angst." — „Ach, vaï, Schweiz", lacht Bompard, „zunächst, mußt Du wissen, giebt es gar keine Schweiz. Was man so nennt, ist weiter nichts als ein ungeheurer Kursaal, der vom Juni bis September geöffnet ist, ein Kasino mit Panoramabildern, geleitet von einer unermeßlich reichen Gesellschaft, die ihren Sitz in Genf und London hat. Selbstverständlich kostet es ein schweres Geld, das ganze Land so hübsch zuzustutzen, Seen, Wälder, Berge und Wasserfälle zu bemalen und herauszuputzen, ein ungeheures Heer von Beamten und Statisten zu unterhalten und auf den höchsten Gipfeln prachtvolle Hotels mit Gas, Telegraphen- und Telephonverbindung anzulegen." Unserem Tartarin leuchtet die Sache ein, namentlich wenn er an das Hotel auf der Rigi denkt. „Aber die Spalten in den Gletschern, liebe Freund", wendet er schüchtern ein, „die Abgründe, wen man da hineinfällt?" — „Da fällt man auf Schne

alter Junge, und thut sich keinen Schaden. Da unten steht immer jemand, ein Portier oder ein Hoteldiener, der einen aufhebt, abputzt, die Falten aus dem Rock plättet und sich dann mit einer anmutsvollen Verbeugung danach erkundigt, ob man kein Gepäck bei sich hat." Das haarsträubende Lügengewebe Bompard's bewirkt Wunder, es macht unseren Hasenfuß zum Helden. In Gesellschaft zweier wirklicher, von Jugend auf mit den Alpen vertrauter Führer besteigt er die Jungfrau, trotzt kühn der augenscheinlichsten Todesgefahr, immer getragen von der beruhigenden Überzeugung, daß er, wenn der Strick auch reißt, auf dem Grunde tief unten die sorgfältigste Verpflegung findet, und zeigt einen Gleichmut, eine Entschlossenheit und Ausdauer, wie sie seit Führergedenken kein Alpenbesucher je bewiesen. Und was sie dabei am meisten in Verwunderung setzt, ist, daß er in allen seinen Bewegungen nicht die geringste Vertrautheit mit derartigen gefahrvollen Wanderungen im Hochgebirge verrät. Er ist im Gegenteil von einer unglaublichen Ungeschicklichkeit; er stolpert und schlägt fortwährend mit den Beinen an seinen Stock; wenn er sich auf ihn stützen will, gleitet das Eisen aus und reißt ihn mit sich. Das hindert ihn jedoch nicht, immer höher zu steigen, zu lachen, zu singen, zu gestikulieren, als ob er beim Diner des edlen Schweizer Champagners zu viel genossen hätte. Den Führern bleibt schließlich keine andere Annahme übrig. Ist Tartarin nicht Präsident eines Alpenklubs, ein berühmter Bergsteiger, von dem seine Kameraden nur mit der größten Bewunderung sprechen? Denn das Banner des Vereins ist angelangt, drei seiner besten Freunde sind ihm nachgeeilt und haben

seiner hohen Aufgabe wiedergegeben, die er, im Anauen einer schönen jungen Russin versunken, vollständig gessen hat. Vorsichtig, wie Polizisten, die einem aneiterten jungen Manne aus guter Familie in die

Droschke helfen, nehmen ihn die Führer unter den Arm und bemühen sich, ihn auf die Gefahren des Weges aufmerksam zu machen, ihm die Notwendigkeit nahe zu legen, noch vor Anbruch der Nacht ein schützendes Dach zu erreichen. Mit drohender Geberde weisen sie hin auf die tiefen Risse in den Gletschern, die Lawinen, die ungeheuren Eisberge, die hoch bis zum Himmel senkrecht emporsteigenden Schneemauern. Der gute Tartarin klettert ruhig und selbstbewußt weiter. „Ach was, Risse! Ach was, Lawinen!“ — und platzen möchte er vor Lachen; er zwinkert mit den Augen und stößt die Führer mit den Ellenbogen in die Seiten, um ihnen zu verstehen zu geben, daß sie ihm nichts weißmachen dürfen, daß er die Komödie vollkommen durchschaue. Der letzte Teil des Weges jedoch erschöpft seine Kraft vollständig, nur mit Hülfe der Führer, die ihn nach der Höhe schleppen, gelangt er auf den Gipfel der Jungfrau. „Scheideck! Scheideck!“ rufen sie und zeigen ihm tief unten, auf einem grünen, aus dem Thalnebel hervortretenden Plateau das Hotel Bellevue, von dem aus sie den Aufstieg unternommen haben, und wo seine Freunde seiner harren. Kleine Rauchwolken steigen empor, der dumpfe Knall von Kanonenschüssen, die ihnen zu Ehren abgefeuert werden, dringt an ihr Ohr. Da entreißt Tartarin das Banner von Tarascon den Händen des Führers und schwenkt es drei bis viermal in der Luft. Und ohne daß er es bemerkt, zeichnet sich infolge eines auf den Höhen der Berge nicht seltenen Lichtreflexes ein riesenhafter Tartarin am Himmel ab, ähnlich einem jener skandinavischen Götter, welche die Sage als inmitten der Wolken thronend darstellt.

Nachdem er so Großes vollbracht, denkt er ernst daran, seine Schritte heimwärts zu lenken. Unterm jedoch erfährt er, daß Costecalde, um ihn zu übertrumpfen, den Montblanc zu besteigen beabsichtigt.

fort steht sein Entschluß fest, es gilt, jenem um jeden Preis zuvorzukommen. Er zittert zwar am ganzen Körper, und Totenbläſſe bedeckt sein Gesicht, als ihm Bompard, um ihn zurückzuhalten, mitteilt, daß die Gefahren, welche er bestanden, wirkliche, sowie daß alles, was er ihm von der Aktiengesellschaft „Schweiz" erzählt hat, Erdichtung gewesen, Tartarin bleibt unerschütterlich, sein Nebenbuhler soll und darf nicht triumphieren. Bompard läßt sich überreden, ihm zu folgen, und so gelangen sie nach einer äußerst anstrengenden Bergfahrt an einen scharfen Grat. Hier steigt Tartarin gerade auf der einen Seite hinab, während Bompard noch auf der andern emporklimmt, als sich das sie verbindende Seil zwischen zwei großen Eisstücken festsetzt. Sie erhalten beide plötzlich einen furchtbaren Stoß, schneiden mit Blitzesschnelle das Seil ab, weil jeder meint, sein Gefährte reiße ihn in den Abgrund, und kollern den Abhang auf verschiedenen Seiten herunter. Unten glücklich angekommen, halten sie sich gegenseitig für verunglückt, und jeder meint, der Mörder des anderen zu sein. Bompard ist der erste, welcher in Tarascon die Nachricht von dem Tode seines Freundes verkündet. „Mehr als zwanzig Mal, meine Herren", ruft er in feierlicher Klubsitzung aus, „was sage ich, mehr als neunzig Mal habe ich mich in diesen Abgrund von Eis hinuntergelassen, ohne unseren unglücklichen Präsidenten entdecken zu können, und doch muß er dort hinabgestürzt sein, wie ich durch diese wenigen, an den Eisvorsprüngen aufgefundenen Reste nachweisen kann." Und bei diesen Worten breitet er auf der grünen Tischdecke ein Stück von einem Backenknochen, einige Barthaare, einen Fetzen von einer

„e und eine Hosenträgerschnalle aus. Mit einer tief nerzlichen Handbewegung nach dem Tische schließt upard seine Erzählung. „Und das ist alles, werte ren und Mitbürger, alles, was ich von unserem er-

lauchten, vielgeliebten Präsidenten habe auffinden können. Das übrige wird uns der Gletscher in vierzig Jahren wiedergeben." Und eben will er den mit dieser Naturerscheinung nicht vertrauten Personen der Versammlung die in regelmäßigen Zeiträumen stattfindende Fortbewegung der Gletscher erklären, als plötzlich die Thür knarrt und der von den grausamsten Gewissensbissen gequälte Tartarin bleich wie ein Gespenst hereintritt.

„Vé! Tartarin!"

„Té! Gonzague!"

Und diese Rasse ist so eigentümlich, das Unwahrscheinlichste erscheint ihnen in kurzer Frist so selbstverständlich, daß die Ankunft des großen Mannes, dessen Ueberreste noch auf dem Tische des Hauses liegen, nur geringe Überraschung hervorruft.

Faßt man den Eindruck des Ganzen in's Auge, so muß man sagen, daß zu dem Erkünstelten, den Übertreibungen des ersten Romans, die ja auch hier nicht fehlen, noch ein anderes Moment hinzukommt, das den Wert des Werkes als künstlerische Leistung bedeutend beeinträchtigt. Dieser Tartarin leidet an innerer Unwahrscheinlichkeit. „On nous l'a changé", würde der Franzose sagen, er ist ein ganz anderer geworden, eine Figur, die einen inneren Widerspruch in sich trägt. „Tartarin in den Alpen" ist mit einem Wort eine logische Unmöglichkeit. Ferdinand Groß läßt sich in „Nord und Süd" darüber wie folgt aus: „Der neue Tartarin unterscheidet sich vom alten dadurch, daß dieser ganz und gar im Reiche der Einbildung lebt, während jener wirkliche Erlebnisse hat. Der Löwenjäger ist beherzt den Wagnissen gegenüber, welche seine Phantasie ihm vorspiegelt. Der Bergsteiger besteht allen Ernstes Gefahren, aber er lebt in der Id daß es keine sind, und deshalb überkommt ihn kei Furcht. Feig ist der eine wie der andere, das Then von der Feigheit wird nur variiert." Aber wir bestreit

die physische Möglichkeit einer solchen Umwandlung. Gesetzt, man redete einem Feigling ein, er sei unverwundbar, meint man wirklich, er werde mutig vorgehen in der Schlacht? Das Pfeifen der Kugeln, der dröhnende Kanonendonner, das hinströmende Blut, die Schmerzensschreie der Verwundeten, die Klagen der Sterbenden würden keinen Eindruck auf ihn machen? Eine solche Annahme wäre ein Unding. Bei dem Entsetzlichen, das rings um ihn geschieht, würde er alles andere vergessen, seine angeborene Natur würde sich geltend machen, die Angst käme ihm in die Kniee. Und tausend Meter tiefe Abgründe, über welche schwache Strickleitern geworfen werden, himmelanstrebende, steile Eiswände, die mit Eishacken zu erklimmen sind, sind doch kein Kinderspiel. Über solch' furchtbare Gefahren, vor denen selbst eisenfeste Naturen erbeben, hilft kein Reflektieren hinweg, ein Feigling vermag nicht, ihnen in's Auge zu sehen, viel weniger, sie zu überwinden. Legt man sonst das scharfe Seziermesser der Kritik an die Schöpfungen Daudet's, so überkommt einen wohl das Gefühl, welches der Operateur haben muß, wenn er den Stahl in einen vollendet schönen, pulsierenden, lebenswarmen Körper stoßen muß. Man scheut sich davor wie vor einem barbarischen Beginnen. Man soll ein edles Kunstbild in seine Teile zerlegen, es auseinanderreißen, zerstören, ohne selbst die Fähigkeit zu besitzen, ein solches zu schaffen. Und der Genius will doch auch, daß man zunächst seine Wege wandele, daß man liebevoll seinen Spuren folge, sich mit seinem Geiste durchdringe. Er hat ein Anrecht darauf, er ist von Gottes Gnaden. Diese Empfindung, als profaniere man etwas Heiliges, hat man bei der

tik unseres Werkes nicht. Dazu fehlt der Figur des Helden Naturwahrheit. Sie ist ein Produkt der Phantasie, nicht drollige, dem Leben nachgezeichnete Persönlichkeit, deren

ıntschaft wir im „Tartarin von Tarascon" machen.

Vielleicht hat Daudet, wie er selbst in seinem neuesten Werke: „Trente ans de Paris“ sagt, in dem Nebel von Paris, bespritzt von seinem Kot, infolge der auf ihn einwirkenden traurigen Eindrücke die Fähigkeit, harmlos zu scherzen, und die Lust am Lachen verloren. Thatsache ist, daß sein sonstiger Humor stets einen schmerzlichen Charakter trägt. Wir müssen lachen, die grellen Kontraste der dargestellten Situationen zwingen uns dazu, aber das Weinen steht uns näher. In dem Roman: „Die Könige im Exil“ bilden König Christian II von Illyrien und seine Gattin Friederike den Mittelpunkt der Handlung. Er ist eine leichtfertige, oberflächliche Natur, sie eine wahre Spartanerin an Tugend und Tapferkeit, ächt königlich in ihrer Gesinnung und äußeren Erscheinung. Das Königspaar ist von den republikanisch gesinnten Bewohnern Illyriens nach heldenmütiger Verteidigung in der Festung Ragusa vertrieben worden und hat in Paris seinen Aufenthalt genommen. Während die Königin von hier aus die Fäden einer Verschwörung leitet, um die Krone, wenn auch nicht für ihren unwürdigen Gemahl, so doch wenigstens für ihren kleinen sechsjährigen Sohn Zara zu retten, ist Christian glückselig, die Last der Regierung von sich geworfen zu haben, und stürzt sich entzückt in den Strudel der Pariser Vergnügungen. Obgleich die königliche Familie in bescheidenen Verhältnissen lebt, sind ihre Hülfsquellen in dem kostspieligen Paris bald erschöpft. Der König weiß sich zu helfen. Er geht einem Geschäfte nach, das vor kurzem ein berüchtigter Schwiegersohn in Paris so erfolgreich betrieben hat. Der Kunst Victor Hugo's, ein Großvater zu sein, stellte Wilson bekanntlich die bis jetzt noch nicht dagewesene Kunst entgegen, ein Schwiegers
zu sein. Vielleicht hat ihm gar Christian von Illy
als Vorbild gedient. Der illyrische Löwenorden, e
der ältesten und ehrwürdigsten in Europa, wird e

Händler mit gefärbten Weinen verliehen, dessen grobe, ungeschlachte Hände auch in ihren hellgelben Glacés nicht vergessen können, daß sie einst Fässer auf dem Quai gerollt haben. Der dicke Weinhändler erzählt dem Erzieher des jungen Fürsten, Namens Elysée Méraut, daß er sich für zehntausend Franks nur das Kommandeurkreuz geleistet habe. Das Großkreuz solle fünfzehntausend kosten, das sei ihm aber doch zu teuer. Aber er kenne jemanden, der es sich trotzdem gekauft habe, Biscarad, der berühmte Friseur auf dem Boulevard des Capucines. In dem großen Saale, wo er inmitten seiner dreißig Gehülfen arbeite, sei eine riesige Photographie zu sehen, die ihn als Figaro darstelle. Er halte das Rasiermesser in der Hand und trage die Schärpe des Großkreuzes um die Brust. Dasselbe Bild finde sich auf allen Flakons, die er verkaufe.

Dies alles muß sich Elysée Méraut anhören, ein glühender Royalist, ein Apostel des Königtums, der seit achtzehn Jahren seinen alten und jungen Freunden des Quartier Latin die erhabene Aufgabe der Könige gepredigt hatte. „Sahen ihn die Studenten an der Thür seines Stammlokals auftauchen, so hieß es allgemein: „Méraut ist da!“ Und sofort rückten sie zusammen, um ihm Platz zu machen und seinen mächtigen Arm- und Handbewegungen den nötigen Spielraum zu verschaffen. Denn wie fast alle Bewohner des Südens war er vor allem ein Mann des Wortes und der Geste. Der Gedanke kam ihm erst, wenn er aufrecht stehend sprach, beim Klang seiner Stimme, wie der Blitz, angezogen durch die Tonschwingungen der Glocken. Der unverhältnismäßig große, in der Ruhe geradezu häßliche Kopf, eine mächtige Stirn wie ein Höcker auffaß, trug Mähne von schwarzen, in wilder Unordnung herabenden Haaren; er hatte eine breite, unförmliche Nase einen großen, energischen Mund, dessen Konturen

kein Bart verdeckte; der Teint erschien so verbrannt, unfruchtbar und rissig wie vulkanischer Boden. In der Leidenschaft aber belebte sich dieser Kopf auf wunderbare Weise. Als zerreiße ein Vorhang, ein schwarzer Schleier vor einem Herde, dessen Flammen dann wärmestrahlend, wohlthuend aufleuchten, so flammte das Feuer der Beredsamkeit aus den Winkeln von Augen, Nase und Lippen empor, und warmes Herzblut belebte das durch Leidenschaften und Nachtwachen entfärbte Gesicht. Die kahlen, unfruchtbaren, staubgrauen Gegenden des Languedoc, der Heimat Méraut's, haben ebenfalls, wenn ihre unerbittliche Sonne am wolkenlosen Himmel herabsteigt, ein solch' prachtvolles Aufflammen feenhafter Licht- und Schattengebilde, welche wie das Auseinanderfallen eines Strahles, wie das langsame, allmähliche Vergehen eines Regenbogens aussehen." In neuester Zeit hatte sich der alt gewordene Student durch Zureden zweier Freunde bestimmen lassen, die Erziehung eines jungen Prinzen, des Sohnes Christian's II, zu übernehmen. Ganz und gar von seinem Traume erfüllt, einen König nach dem eigenen Herzenswunsche zu bilden, wie der Dichter sein Werk, war er in die verbannte königliche Familie eingetreten. „Ihm gegenüber hatte die Königin vom ersten Tage an die Empfindung, welche ein genialer Komponist einem wunderbar begabten Virtuosen entgegenbringt. Ihre unklaren Vorstellungen von der hehren Aufgabe des Königtums erhielten jetzt Form und Gestalt, fanden einen erschöpfenden und dennoch einfachen Ausdruck, da ja ein Kind, ein ganz kleines Kind sie beinahe verstehen konnte. Beugte sich der Lehrer zu diesem kindlichen, noch wie ein Samenkorn in der Erde versteckten Begriffsvermögen, erklärte er ihm das Dogma von d— Mission der irdischen Könige, die als Vermittler zwisch Gott und den Völkern Pflichten haben wie kein ande Sterblicher, dann lauschte die über ihre Stickerei gebeu

Königin entzückt diesen Worten, welche sie verzweiflungsvoll seit Jahren erwartete, und die so sehr ihren geheimsten Gedanken entsprachen. Und wenn der junge Prinz der Rede des Lehrers nicht immer zu folgen vermochte, so ermunterte ihn die Königin von ihrem Platze aus und erhob ihn gleichsam auf den Fittigen ihrer eigenen Seele. Wenn der Schwalbenflug beginnt und das Kleinste noch nicht fort kann, nimmt es die Mutter ebenso auf ihre Flügel, bis ihm die Schwingen gestärkt sind.“*)

Wie Maler ihre Skizzenbücher sorgfältig aufbewahren, in denen sie Köpfe, Stellungen, Augenblicksbilder, Hand- und Körperbewegungen unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten zu späterer künstlerischer Verwertung eingezeichnet haben, so sammelt Daudet seit dreißig Jahren eine Menge fliegender Blätter. Auf ihnen finden sich die Ergebnisse seiner Beobachtungen oft

*) Zur Information des mit den Werken Daudet's nicht ganz vertrauten Lesers bemerke ich, daß ich fast überall, wo der Zusammenhang es gestattet, den Dichter selbst redend einführe. Ich thue das, um den Eindruck einer unvergleichlich schönen Sprache nicht abzuschwächen, und weil ich überzeugt bin, daß er zur Darstellung seiner Gedanken die vollendetste Form zu finden gewußt hat. Ich will keine tote, zusammengeschrumpfte Mumie, keine langweilige Nomenklatur geben, wie es bei Inhaltsangaben zu geschehen pflegt, ich will eine unmittelbare Beziehung zwischen Dichter und Leser herstellen und habe mich daher meist der bei Heinrich Minden in Leipzig und Dresden erschienenen deutschen Übersetzung angeschlossen, falls nicht, wie nicht gerade selten, eine durchaus falsche Auffassung mich bestimmte, einen anderen Ausdruck zu wählen. Es ist ja richtig, daß Daudet's Romane mit wenigen Ausnahmen an einem Grundfehler leiden: sie enthalten zu wenig Handlung; aber sie bieten dafür einen mehr als genügenden Ersatz durch tausend feine, dem Leben abgelauschte Züge, durch blitzartig wirkende Schlaglichter, durch eine wahrhaft poetische Verung der nüchternsten, einfachsten Ereignisse des menschlichen eins. Denn was er auch schreibt, trägt den Stempel der urwahrheit, ist der tiefempfundene Ausdruck dessen, was sein e geschaut, sein Ohr vernommen hat. D. Verf.

nur in eine kurze Zeile zusammengedrängt. Schafft er dann ein größeres Werk, so werden die toten Skizzen lebendig, in seinem Ohr klingt der Tonfall einer längst verschollenen Stimme nach, vor seinen Augen erhalten verblaßte Gestalten Leben und Bewegung und finden ihren rechten Platz in dem harmonisch geordneten Bilde des Ganzen. Auch Elysée Méraut ist keine Schöpfung der Phantasie, der Donner seiner Beredsamkeit durchdröhnte einst die Kaffeehäuser des Quartier Latin. Ihm, dem Fanatiker des Königtums, stellt der Dichter einen elenden Schwächling gegenüber, die Karikatur eines Königs, einen Wüstling, der die höchsten Orden seines Reiches verschachert. Von unwiderstehlicher Komik ist auf der einen Seite die Figur des Friseurs, der, mit dem breiten Ordensbande geschmückt, die ganze erborgte Anmut seines Metiers entfaltet, tief ergreifend auf der anderen das Bild des Anbeters der Monarchie, der sehen muß, wie seine heiligsten Ideale in den Staub getreten werden. In der Gegenüberstellung solcher Kontraste beruht die Stärke Daudet's, das ist die Komik, die gerade ihn kennzeichnet, die ihm allein angehört, ein seltsamer, schwermutsvoller Humor, der die emporstrebende Freude im Keime erstickt und uns mit schwerem Herzen seine Bücher aus der Hand legen läßt. Welch' drollige Wirkung bringt nicht die alte Marquise im ersten Kapitel hervor, die einzige treugebliebene Hofdame, die dem Königspaar ins Exil gefolgt ist! Majestätisch und steif sitzt sie auf der äußersten Kante eines Divans und schüttelt mit hochtragischen Geberden ihren eckigen Kopf mit dem langen, mageren, von einer Boa umschlungenen Halse. Und im Nebenzimmer will sich der König ausschütten vor Lachen bei dem Gedanken, daß diese würdevolle Person die Krone von Illyrien in einer Pschachtel gerettet hat. Sie hat sie höchsteigenhän getragen, auf der langen Reise von Illyrien bis P

beständig mit sich herumgeschleppt. Zu Fuß, auf dem Meere, im Eisenbahnwaggon hat sie die kostbare Schachtel keinen Augenblick aus der Hand gelassen. Und dieser possenhaften Erscheinung, diesem Zerrbilde eines Königs steht die edle, stolze, majestätische Gestalt der Königin gegenüber! Welch' ein erschütternder, unser Herz tief ergreifender Kontrast! Trotz der schlechten Witze des Königs hat sie darauf bestanden, dem kostbaren Reif in einem Glaskasten den Ehrenplatz im Empfangszimmer einzuräumen. Denn für sie ist er noch das Symbol ihrer gefallenen Größe, dem sie sich nur mit scheuer Ehrfurcht naht. Zuletzt zwingt das Elend die stolze Dulderin doch, die heilig gehaltene Reliquie ins Leihamt zu schicken. „Ja, die Krone!" ruft sie aus, als Elysée, dem sie den Auftrag giebt, sie zu versetzen, erschrocken zusammenfährt. „Sechshundert Jahre ist sie jetzt in unserem Hause; Könige sind gestorben, Ströme edlen Blutes sind geflossen, um sie zu verteidigen . . . . . nun soll sie uns helfen, das Leben zu fristen, es bleibt uns kein anderer Ausweg." Die Königin befiehlt ihm, einige der größten Steine herauszubrechen. Mit der Spitze eines Gartenmessers versucht er, einen prachtvollen, ovalen Saphir seiner Fassung zu entreißen, aber der fest eingefügte Stein giebt nicht nach, gleitet unter dem Eisen aus und bleibt unerschütterlich an seinem Platze. Und dann ist die Hand des Arbeitenden auch nicht sicher. Der Royalist leidet unter dem Schimpf, den er der Krone anthun soll. Und wahrhaftig — sie lebt, diese Krone! Er fühlt, wie sie zittert, sich widersetzt, sich verteidigt. „Ich kann nicht . . . . . ich kann nicht," sagt der, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Es
ɜ sein," erwidert die Königin. Und während er
e mühevolle Arbeit wieder aufnimmt, leuchtet ihm
ederike mit hochgehaltener Lampe, so kalt wie die
ine, welche auf dem Teppich glänzen, unversehrt und

herrlich, obgleich sie herausgebrochen sind. Als Méraut sie am nächsten Tage ins Leihhaus trägt, stellt sich heraus, daß sie sämtlich falsch sind. König Christian hat denselben Gedanken gehabt, von dem Erlös des gewonnenen Geldes seine Spielschulden bezahlt, und die Kosten seiner ausschweifenden Vergnügungen gedeckt.

Nicht minder traurig ist der Hintergrund, von dem sich die komische Figur des Schauspielers Delobelle in „Fromont junior und Risler senior" abhebt. „Die Thüre der Familie Delobelle stand häufig offen. Man sah dann in ein geräumiges Zimmer, wo zwei Frauen, Mutter und Tochter, die letztere fast noch ein Kind, die eine so bleich und müde wie die andere, einen jener tausend von der Laune des Augenblicks geschaffenen Gegenstände anfertigten, die zu den sogenannten pariser Artikeln gehören. Damals war es Mode, als Schmuck von Hüten und Ballroben jene reizenden Vögelchen Südamerika's zu tragen, die an Farbenschönheit und Glanz mit Diamanten wetteifern. In dieser Spezialität arbeiteten die Damen Delobelle. Ein Engrosgeschäft, welches direkte Sendungen aus den Antillen bezog, schickte ihnen lange Kistchen zu, aus denen beim Heben des Deckels ein übler Geruch von Arsenikstaub aufstieg. Hier lagen dicht aufeinander geschichtet leuchtende Käfer und Vögel, deren Flügel durch feine Papierstreifen festgehalten wurden. Das alles mußte zurecht gemacht werden; die Käfer waren auf Messingdraht zu befestigen, die Federn der Kolibris auseinander zu falten und mit neuem Glanze zu versehen, die Schäden eines korallenroten Beinchens mit Seidenfäden auszubessern und anstelle der erloschenen Augen zwei glänzende Perlen zu setzen. Insekten und Vögel sollten Anmut und Leben wieder erhalten. Die Mutter besorgte die Vorarbeit unter Anleitung der Tod denn Désirée, obwohl noch sehr jung, besaß einen a gesucht feinen Geschmack und die Erfindungsgabe ei

Fee, sodaß niemand ihr gleichkam in der Kunst, einem Vogelköpfchen zwei Perlen als Augen einzusetzen und den erstarrten Flügeln lebensvollen Schwung zu verleihen. Infolge eines Unfalls hinkte sie seit ihrer Kindheit. Tief in einen Lehnstuhl gelehnt, vor einem mit Modebildern und buntfarbigen Vögeln bedeckten Tische, vergaß sie ihr Leid und fand einen Ersatz für ihr eigenes reizloses Sein in der reizenden, vornehmen Eleganz ihrer Beschäftigung. Sie träumte, wie all' die kleinen Flügelchen fortflatterten zu einer Rundreise in der pariser Welt, um auf Festen und Bällen unter den Kronleuchtern zu erglänzen, und schon aus der ganzen Art und Weise, wie sie ihre Käfer und Vögelchen gestaltete, konnte man erkennen, wie ihre Stimmung beschaffen war. An den Tagen, wo sie traurig und niedergeschlagen war, strebten die schmalen Schnäbelchen aufwärts, die Flügel öffneten sich so weit sie konnten, wie um einen rasend schnellen Flug zu nehmen und recht weit fortzueilen von der Wohnung im fünften Stock, von eisernen Öfen, Entbehrung und Not. Fühlte sie sich dagegen so recht glücklich, dann hatten die Tierchen etwas Lebensfrohes, das Verwegene, mutwillig Herausfordernde, was die selbstherrliche Laune der Mode kennzeichnet. Die beiden unermüdlichen Frauen hatten ein Ziel, eine fixe Idee, welche sie unempfindlich machte gegen anstrengende Nachtwachen. Es war dies die Zukunft des berühmten Schauspielers Delobelle. Seit er die Provinzialbühnen verlassen hatte, um in Paris aufzutreten, erwartete er einen einsichtsvollen Direktor, der ihn aufsuchen sollte, um ihm die seinem Talent zukommenden Rollen anzubieten, aber ein Engagement wollte immer noch nicht kommen. Wiederholt war ihm Gelegenheit geboten worden, sich seinen ensunterhalt als Geschäftsführer eines Klubs oder s, als Aufseher in einem größeren Ladengeschäfte erdienen, dazu bedurfte es nur eines feinen Auf-

tretens, und das besaß Herr Delobelle, wie er von sich mit Stolz behauptete, im höchsten Sinne des Wortes. Aber allen Vorschlägen dieser Art setzte der große Mann ein heldenmütiges Nein entgegen. „Ich habe nicht das Recht, der Bühne zu entsagen", erklärte er. Im Munde dieses armen Teufels, der seit Jahren keinen Fuß auf die Bretter gesetzt hatte, war dieser Ausdruck unwiderstehlich komisch. Aber die Lust zu lachen verging einem, wenn man sah, wie seine Frau und seine Tochter Tag und Nacht Arsenikstaub einatmeten, ihre Nadeln am Messingdraht der Vögelchen zerbrachen und dabei ebenso energisch wiederholten: „Nein, nein! ein Delobelle hat das Recht nicht, der Bühne zu entsagen."

Weib und Kind opfern sich so einem Schattenbilde, einer wesenlosen Idee. Er dagegen sieht in ihrer Arbeit nur das Schaffen für den geheimnisvollen, unbekannten Genius, als dessen Verwalter er sich gewissermaßen betrachtet. Selbst als eine Lungenentzündung die Kleine auf das Krankenlager wirft, denkt er nicht daran, sich zu einer Kraftanstrengung aufzuraffen. Er ändert in seiner Lebensweise als fahrender Künstler nichts und macht nach wie vor, geschniegelt und gebügelt, seinen Spaziergang durch die Stadt, obgleich er weiß, daß die Tage seiner Tochter gezählt sind. Er versteht den stummen Schmerz, die schwere Anklage ihrer unschuldigen Kinderaugen nicht, nicht den um Gnade für die arme Mutter flehenden Blick; kaum, daß ihr leises, von sterbender Lippe hingehauchtes Wort: „Entsagen, entsagen!" ihn das Entsetzliche seines Egoismus ahnen läßt. Wie fast jede Einzelheit des Romans auf eigenen Erlebnissen des Dichters beruht, so ist auch diese Lieblingsphrase Delobelle's nicht erfunden. Daudet erzählt, daß er den Schauspieler persönlich gekannt hat, der sie ihm wo hundertmal täglich wiederholte. Um ihn zu einem Typ des ganzen Standes zu machen, stattet er ihn mit all

Eigentümlichkeiten desselben aus. An seiner Figur weist er nach, wie schwer es dem Schauspieler wird, festen Fuß im Alltagsleben zu fassen, wenn er die Bühne einmal verlassen hat; wie ihm bei dem täglichen Wechsel der Rollen jede bestimmt ausgeprägte Individualität abhanden kommt. „Delobelle", sagt Daudet weiter, „stand also schon ganz deutlich vor meinem geistigen Auge, aber ich hatte sein Bild noch nicht durch die Familie vervollständigt, als ich eines Tages der Beerdigung der Tochter eines berühmten Schauspielers beiwohnte. Auf einem Hofe der Rue de Bondy sah ich das gesamte Theaterpersonal versammelt, und alles, was ich später bei dem Tode der kleinen Désirée hervorgehoben, habe ich hier zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sofort kam mir der Gedanke, Delobelle eine Tochter zu geben. Sie sollte einen Anflug von der theatralischen Überschwenglichkeit ihres Vaters geerbt haben, gemildert durch zarte Weiblichkeit, und zu träumerischer Sentimentalität umgestaltet durch ihr Gebrechen. Und gerade wegen ihres Gebrechens und um des Kontrastes willen verlieh ich ihr eine Beschäftigung, welche sie mit Luxusgegenständen umgab und ihrer künstlerischen Beanlagung vollen Spielraum zu freier Bethätigung ließ." Hier läßt uns der Dichter einen tiefen Blick in seine geistige Werkstatt thun, er spricht es selbst offen aus, daß er Delobelle eine Tochter gegeben, zunächst nur, um Gelegenheit zu haben, die selbst erlebte, in seinem Notizbuch zu Haus fixierte Scene bei der Beerdigung anzubringen. Und in der That stellt er sie dar mit wunderbarer Naturtreue und hinreißender Komik. „Aus allen Winkeln von Paris und Umgegend strömten die Schauspieler herbei, erkenntlich an ihren glatt rasierten, um
n und Wangen bläulichen Gesichtern, an ihrem
atürlichen Wesen, das zu tragisch oder zu einfach, an
n durch die Theatertradition feststehenden Geberden,
vor allem an jenem überschwenglichen Gefühlsaus-
k, welcher ihnen durch die für die Bühnenwirkung

unerläßliche Übertreibung zur zweiten Natur geworden ist. Jeder trat in den kleinen, dunklen, gepflasterten Hof des Trauerhauses wie auf die Bühne, je nach seinem Rollenfach in anderer Weise. Die ersten Helden mit düsterem Blick und gerunzelten Brauen trockneten zunächst mit den Fingern in den Handschuhen eine unaufhaltsame Thräne, dann seufzten sie, blickten zum Himmel empor und blieben mitten im Theater, das heißt im Hofe, stehen, legten den Hut an die Hüfte und scharrten leise mit den Füßen, eine Bewegung, welche ihnen die Bezähmung ihres Schmerzes erleichterte. „Schweig', o Herz, schweige!" Die Komiker dagegen machten in Einfachheit. Sie begrüßten einander mit gutmütigem Bedauern, nannten sich gegenseitig: „Guter, alter Junge!" und schüttelten sich mit aufrichtiger Herzlichkeit die Hände. Ein leichtes Zittern überflog dabei ihre Wangen, und die Augen- und Mundwinkel zogen sich nach unten, sodaß ihre Rührung nahe an's Possenhafte streifte."

Solche unmittelbar aus dem Leben geschöpfte Beobachtungen machen jeden Roman interessant, und der Leser verfolgt die dargestellte Scenerie natürlich mit um so größerer Teilnahme, je mehr er selbst von Hause aus mit dem Gegenstande vertraut ist. Die Handlung darf selbstverständlich darunter nicht leiden. Der wahre Maler, der große Künstler unterscheidet sich eben dadurch vom Farbenschmierer, daß sich beim ersteren die in nächster Nähe als Kleckse erscheinenden Farbenzusammenstellungen, in der rechten Entfernung geschaut, zu einem herrlichen, harmonisch geordneten Ganzen zusammenfügen, während es dem letzteren nur um grelle Kontraste zu thun ist. Einen schönen Zug von unübertrefflicher Wirkung entf[illegible] die Schilderung des Begräbnisses noch am Schluß. giebt einen neuen Beleg für die unseren Dichter c zeichnende Methode, auf dem Hintergrunde ergreifer Ereignisse humoristische Einzelscenen sich abspielen

lassen. Der arme Vater, der hier sein Kind begräbt, bedauert sich fast ebenso sehr wie die Verstorbene. Der Grundton seines sonst aufrichtigen Schmerzes ist und bleibt die Eitelkeit, und sein Ich bildet den Mittelpunkt seines Interesses, „unverrückbar wie ein Stein auf dem Grunde eines Baches." Ihm imponiert die Pracht des Leichenzuges, und ein Umstand erregt ganz besonders seine innerste Befriedigung. Schließlich kann er sich nicht länger halten, und er fragt einen früheren Kollegen aus der Provinz: „Hast du auch bemerkt?" „Was denn?" Und der unglückliche Vater trocknet sich die Augen und sagt, nicht ohne einen Anflug von Stolz: „Es sind zwei Staatskarossen dabei!" Allerdings liegt bei einer derartigen Zusammenstellung von Mosaikstücken die Gefahr sehr nahe, daß der einheitliche Eindruck der Erzählung leidet, aber wer kann sagen, wie es anders gemacht werden soll? Schließlich wird der Dichter doch immer aus dem eigen Erlebten, aus dem in tiefster Seele Empfundenen seine wirksamsten Effekte erzielen, und es ist seine Sache, den Stoff so zu gestalten, daß er wie aus einem Gusse erscheint. Das Genie läßt sich keine Vorschriften machen, und wenn Daudet zuerst die Figuren seiner Romane in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten ausmeißelt und dann die Fabel dazu erfindet, wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Daudet bemerkt hierüber folgendes: „Wenn ich alle meine Notizen beisammen habe, die Kapitel wohl geordnet und ihrem Inhalt nach streng von einander gesondert sind, die einzelnen Persönlichkeiten lebendig und scharf individualisiert vor meinem geistigen Auge dastehen, dann bringe ich meinen Roman zunächst in allgemeinen Zügen zu Papier. Ich werfe Gedanken und Ereignisse hin, ohne vollständig durchzuarbeiten. Der Gegenstand an und sich fesselt mich so sehr, Einzelheiten wie Charaktere ıgen in solcher Fülle auf mich ein, wachsen mir der- ŋ über den Kopf, daß ich keine Zeit hierzu finde.

Ist die eine Seite mit Tintenschwärze bedeckt, so überreiche ich sie meinem Mitarbeiter, lese sie dann selbst noch einmal genau durch und schreibe sie hierauf in's Reine. Ich kann gar nicht sagen, wie groß meine Freude dabei ist. Sie ist nur vergleichbar mit der Freude eines Schülers, der mit seinem Aufsatz fertig ist und noch einmal einzelne Sätze überarbeitet, um ihnen eine vollendetere Form, eine feinere Wendung zu geben."

Bei alledem muß hervorgehoben werden, welch' großen Selbsttäuschungen sich selbst so hervorragende Künstler wie Alphonse Daudet hingeben. Er bemerkt, daß er die Tochter des Schauspielers Delobelle nur deshalb mit einem körperlichen Gebrechen behaftet darstellt, um durch die Gegenüberstellung der sie umgebenden Luxusartikel eine um so tiefere Wirkung hervorzubringen. Und doch mag sich der Verfasser überzeugt halten, daß dem Leser diese Feinheit vollständig entgeht. Werden wir die Kleine deshalb mehr bemitleiden, weil sie lahm ist und, an ihren Lehnstuhl gefesselt, bunte, lustig flatternde Vöglein in die Salons der vornehmen Welt hinaussendet? Wir werden uns dieses Umstandes nicht bewußt. Zu mächtig wirkt der viel tiefer liegende Kontrast zwischen der unermüdlich an ihrem Arbeitstisch thätigen Tochter und dem schön aufgeputzten Vater, der seine wohlgepflegte Persönlichkeit tagtäglich auf den pariser Boulevards spazieren führt. Ein schwaches, zartes Wesen geht durch die empörende Selbstsucht eines vermeintlichen Genies zugrunde, darin liegt die Tragik der Situation, und es ist dabei ganz unwesentlich, ob Désirée lahmt oder nicht. Offenbar kommt der Dichter zu dieser schiefen Auffassung nur durch die rein theoretische, aprioristische Figurenaufstellung seines Romans, die sämtlich wie auf einem Schachbrett schon dastehen, noch bevor die Partie begonnen hat, und man sieht hieraus die Gefahr, die selbst den Häuptern der heutigen naturalistischen Richtung

in Frankreich aus dieser Methode der Komposition erwächst. Sie lassen sich zu leicht zu Spitzfindigkeiten verleiten und verlieren das Wesentliche, die Handlung, aus dem Auge. Nur sie, und nur sie allein, fesselt das Interesse des Lesers, sie soll den Kernpunkt des Romans bilden, an den sich die Einzelheiten wie glänzende Kristalle ansetzen, dem sie sich unterordnen. Daudet, Zola und mit ihnen alle diejenigen, welche das Evangelium des Naturalismus predigen, bilden sich ein, daß die Zeit der Gefühlsromane einer George Sand vorüber sind. Sie halten sie für unnatürlich und ahnen nicht, daß leidenschaftliches Empfinden, in vollendeter Sprache zur Darstellung gebracht, das Höchste ist, was Poesie überhaupt leisten kann, und unsere Teilnahme in ungleich höherem Maße in Anspruch nimmt als ihre ermüdenden, lange Seiten einnehmenden Beschreibungen der Erzeugnisse moderner Kunst und Industrie.

Zur Zeit, als Daudet seinen Roman: „Fromont junior und Risler senior" verfaßte, verkehrten er und eine kleine Schar befreundeter Schriftsteller des Sonntags öfters bei Gustave Flaubert. „Wir kamen", berichtet Daudet, „alle vier Wochen vier Mann, manchmal auch, wenn Turgenjew nicht die Gicht hatte, fünf Mann hoch bei einem Diner zusammen, das wir in burschikoser Weise „das Diner der Ausgepfiffenen" nannten. Da schimpften wir weidlich über die Gleichgültigkeit der großen Masse gegen die zeitgenössische Litteratur und über die Urteilslosigkeit des Publikums, wenn sich in irgend einem Werke ein ganz neuer Geist offenbarte. Der Grund war einfach der: bisher war noch keiner von uns so glücklich gewesen, den Beifall dieses schrecklichen ...etüms, das man Publikum nennt, zu finden. Flau... war stets in schwermütiger Stimmung. Er krankte ...seinen früheren Erfolgen und mußte jetzt die Vor...fe der Kritik über sich ergehen lassen, die einem

immer nur das erste Buch entgegenhält, durch das man zur Anerkennung gelangt ist. „Madame Bovary“ war sein Ruhmestitel, aber zugleich der Stein des Anstoßes für „Salambo“ und die „Education sentimentale“. Goncourt schien abgemattet, erschöpft von seinem gewaltigen Ringen, das der gesamten jüngeren Generation der Romanschriftsteller zugute kommen und ihn, der die neue Richtung geschaffen, im Dunklen, fast unbeachtet, wie er sich einbildete, lassen sollte. Mit einem Mal sah ich mich, als den einzigen unter ihnen, von den Wogen der Volksgunst getragen, in Tausenden von Exemplaren wurden meine Romane verkauft, und Schriftstellern von solcher Bedeutung gegenüber fühlte ich mich dadurch gedemütigt, fast beschämt. Wenn ich Sonntags ankam, stürmten sie alle mit Fragen auf mich ein· „Die wievielte Auflage?“ und jedesmal mußte ich zugeben, daß eine neue notwendig geworden war. Ich wußte wahrhaftig bald nicht mehr, wohin ich mich samt meinen Erfolgen verkriechen sollte. „Unsere Werke werden wohl keinen Käufer finden!“ pflegte dann Zola ohne jeden Neid, aber doch mit einem gewissen Anflug von Traurigkeit zu bemerken. Zwölf Jahre sind seitdem vergangen. Heute erleben seine Romane hunderte von Auflagen, die Werke Goncourt's sind in aller Händen, und ich muß lächeln, wenn ich mich an jenen entsagenden Schmerzenslaut erinnere: „Unsere Werke werden wohl niemals Käufer finden!“

An einer anderen Stelle desselben Werkes („Trente ans de Paris“) teilt Daudet mit, daß er über den Erfolg von „Fromont junior und Risler senior“ ganz erstaunt war. „Bis dahin innerhalb eines kleinen Kreises gleichgesinnter Freunde als Künstler anerkannt, hatte niemals an die Möglichkeit gedacht, eine Berühmtheit werden, und ich erinnere mich noch, wie angenehm übe rascht ich war, als ich mich einige Tage nach dem E

ſcheinen meines Buches bei meinem Verleger erkundigte, und er mir anzeigte, daß eine zweite Auflage erſcheinen werde.“ Die uns vorliegende vom Jahre 1881 iſt die achtundfünfzigſte. Zola erwähnt ganz nebenbei in einem vor kurzer Zeit im „Figaro“ erſchienenen Artikel, daß ihm jeder ſeiner Romane durchſchnittlich hunderttauſend Franks einbringe. Woher dieſe beiſpielloſen Erfolge? Warum wurden Daudet und Zola über nacht berühmte Männer? Weil ſie, der eine die niederen, der andere die höheren Schichten des Volkslebens mit hellem, klarem Blick angeſchaut, mit dichteriſchem Ahnungsvermögen ihrem Weſen nach erfaßt, das, was die Volksſeele fühlt, nachempfunden und in vollendeter, zum Herzen dringender Sprache wiedergegeben haben. Aber ſie täuſchen ſich gewaltig, wenn ſie meinen, daß die ſogenannten „Dokumente“, die mit photographiſcher Treue ſkizzierten Waſchhäuſer, Fabriken, Geſchäftsräume, Ballſäle u. ſ. w., uns auch nur einen Augenblick Unterhaltung gewähren. Nicht nur der Durchſchnittsleſer, nein, auch der litterariſch und künſtleriſch durchgebildete ſchreckt vor dieſem Ballaſt zurück. Er wird ſie ſchwerlich als das nehmen, als was ſie gegeben ſind, als Dokumente des Zeitgeiſtes, würdig des Studiums, um aus ihnen Belehrung zu ſchöpfen und ſich Wiſſenswertes anzueignen. Er nimmt ſie als ein unvermeidliches Übel mit in den Kauf und überfliegt ſie flüchtig oder überſchlägt ſie ganz. Nicht *weil* der Naturalismus die krankhafte Manie des Détails hat, ſondern *trotz* dieſer offenbaren Verirrung iſt er groß. Er iſt es, weil er durch hochbegabte Männer vertreten iſt, die, wenn auch ihre Kunſtrichtung, ihr Ideal ein ...eres geweſen wäre, unter allen Umſtänden mächtig ihre Zeitgenoſſen eingewirkt haben würden.

Wie ſich jedoch Daudet's vornehmere Natur mit em Takt von mancher anderen Verirrung Zola's fern-, ſo weiß ſein künſtleriſcher Blick auch bezüglich des

Détails meist das richtige Maß zu beobachten. Interessant ist es, zu sehen, welche Vorstudien er macht, um die für den Helden notwendige Umgebung, die äußere Staffage des Romans, zu gewinnen. Bekanntlich hat Daudet einen Roman unter dem Titel „Jack“ geschrieben. Jack ist der Sohn einer Dame der Halbwelt, der in einem Pariser Pensionat erzogen, später aber, weil es einem Verehrer seiner Mutter so beliebt, von dort weggenommen wird, um Mechaniker zu werden. Die Kraft seines zarten Körpers ist der schweren Arbeit nicht gewachsen, und er stirbt schließlich an der Schwindsucht im Hospital. In diesen allgemeinen Zügen decken sich Wirklichkeit und Roman vollständig. „Auf dem Tische, an dem ich diese Zeilen niederschreibe,“ so beginnt Daudet seinen Bericht über die Entstehung des Buches, „liegt eine Photographie, das Portrait eines achtzehn- bis zwanzigjährigen jungen Mannes mit sanftem, kränklichem Gesichtsausdruck und munteren, hellen Kinderaugen, deren Lebhaftigkeit einen seltsamen Gegensatz bildet zu dem eingefallenen, welken Munde. Es ist ein Mund ohne die geringste Spannkraft und Energie, der arme Mensch, dem er gehört, muß schon unendlich viel gelitten haben. Das Bild stellt Raoul D. dar, den Jack meines Buches. Ganz so sah er aus, als ich ihn Ende 1868 kennen lernte und er mich in meinem Landhause zu Champrosay besuchte. Er ging mit dem Kopf nach vorn gebeugt, und gegen Kälte äußerst empfindlich, zog er sein dünnes Röckchen über der schmalen Brust zusammen, aus der einem der Husten hohl entgegentönte, wie der Klang der Totenglocke. Schon krank, bis zum Tod erschöpft durch die für ihn so martervolle Thätigkeit als Arbeiter, hatte er Erholung auf dem Lande gesucht. Er bewohnte ein einsames, halbzerfallenes, großes Gebäude, wo er wie ein reiner Robinson von einem Sack Kartoffeln lebte. Brot erhielt er auf Kredit bei einem

Bäcker in Soisy, soviel er wollte. An barem Gelde jedoch besaß er nicht einen roten Heller, nicht einmal so viel, um nach Paris fahren zu können. Wenn ihn eine allzu heftige Sehnsucht nach seiner Mutter erfaßte, so machte er die sechs Meilen zu Fuß und kam dann abgemattet, aber ganz entzückt zurück. Denn er betete seine Mutter an und sprach von ihr mit zärtlicher Bewunderung; er hatte die Hochachtung vor ihr, welche den Mestizen beim Anblick einer Weißen, gleichsam eines höheren Wesens, erfüllt. „Meine Mutter ist eine Stiftsdame", teilte er mir eines Tages mit, und das sagte er in so überzeugtem Tone, daß ich ihn nicht zu fragen wagte, von welchem Stifte."

Mit diesen durch die Wirklichkeit gebotenen Thatsachen begnügt sich Daudet nicht. Getreu dem Schibboleth des Naturalismus, versetzt er Jack in eine Umgebung, in welcher er die ganzen Wunder der modernen Eisenindustrie vor den Augen des erstaunten — oder sagen wir lieber offen — manchmal gelangweilten Lesers entfalten kann. Dem Durchschnittsmenschen kostet es schon große Mühe, seine Phantasie derartig anzuspannen und auf jener Höhe zu erhalten, die notwendig ist, um mit Genuß selbst den bezauberndsten landschaftlichen Schilderungen folgen zu können. Wenn er nicht zufällig Fachmann ist, wird er auch durch die eingehendste Beschreibung kein Verständnis für Maschinen, noch viel weniger ein Interesse an ihrem Mechanismus und ihrer industriellen Bedeutung gewinnen. Das Streben, uns ein solches einzuflößen, ist ein durchaus verfehltes. Die Aufgabe der Poesie ist eine viel höhere. Stellt man sich allerdings inmitten dieser feuerspeienden, mit tausend eisernen Armen arbeitenden Ungetüme ein verstoßenes, [illegible]m dreizehnjähriges, unentwickeltes Kind vor, das zu [illegible]nde geht, weil seine schwache Hand die Riesenkraft Maschinen nicht zu bändigen vermag, so wird unser

natürliches Mitgefühl noch gesteigert, und sein schon an und für sich tieftrauriges Geschick erhebt sich durch den Gegensatz der auf ihn, den Hilflosen, eindringenden furchtbaren Gewalten zu tragischer Höhe. Aber nur insoweit Menschenleid und Menschenfreud in direkter, innigster Verbindung mit den Dingen der Außenwelt stehen, darf letzteren ein bestimmender Einfluß im Roman eingeräumt werden. Daudet verlegt diesen Teil der Handlung nach Indret, einem Orte auf der Insel gleichen Namens. Sie liegt mitten im Unterlauf der Loire, westlich von Nantes, und es werden dort auf Staatskosten ungeheure Dampfmaschinen gebaut. Die ganze Episode, die auf Indret spielt, ist erfunden. „Ich bedurfte", sagt der Dichter, „eines gewaltigen Mittelpunktes der Eisenindustrie, um das Leben des gewöhnlichen Eisenarbeiters in der rechten Beleuchtung zu zeigen. Das war für mich die Veranlassung zu einer Reise und zu verschiedenen Ausflügen im Sommer 1874. Da ich die Absicht hatte, meinen kleinen Jack dorthin zu verpflanzen, so wollte ich aus eigener Anschauung erfahren, in welcher Umgebung er leben, mit was für Menschen ich ihn zusammenbringen sollte. Ich habe lange Zeit auf der Insel Indret zugebracht, oft die ungeheuren Hallen während der Arbeitszeit besucht und auch in ihnen geweilt in den Stunden, wo mich eine tiefe, eindrucksvolle Stille umgab. Nach Paris zurückgekehrt, machte ich mich nicht sofort an die Arbeit. In meinen Notizen stand noch nichts vom Leben des richtigen pariser Arbeiters. Bis dahin hatte ich sein Elend, seine Ausschweifungen, seine Kämpfe nur in so weit kennen gelernt, als meine Beobachtungen auf der Straße reichten. Aber die Werkstatt, die Weinschänke, die ländlichen Vergnügungsorte in der nächsten Umgebung der Hauptstadt, der Staub der Buttes-Chaumi wo ich mich ganze Sonntagnachmittage herumtri saures Bier trank und dem Steigen der Drachen zus

waren mir bis dahin noch unbekannte Dinge. Was das Hospital anbetrifft, das in dem schmerzensreichen Leben des Handwerkers einen so breiten Raum einnimmt, so kannte ich es sattsam; ich hatte während Raouls Krankheit oft und lange in seinen Räumen verweilt. Aber da die beiden Goncourt die christliche Werktätigkeit erschöpfend und in unerreichbarer Vollendung in ihrer „Schwester Philomele“ geschildert haben, so konnte ich nach ihnen nicht von neuem anfangen. Daher habe ich es ganz oberflächlich berührt.“ Ist dieses Selbstgeständnis nicht auch charakteristisch für die Mache sämtlicher französischer Naturalisten? Es beweist, daß selbst Dichter von der hervorragendsten Begabung sich nicht immer dem schädlichen Einflusse eines falschen Prinzips, einer vom streng theoretischen Standpunkte aus zu verwerfenden Methode des Arbeitens entziehen können. Nicht also innere, aus der Gesamtentwickelung der Fabel sich ergebende Gründe, nicht die Rücksicht auf die Harmonie des Ganzen, auf den Zusammenhang der darzustellenden Szenen mit dem die Erzählung beherrschenden Grundgedanken bestimmen ihn, das Hospitalleben nur mit einigen Strichen zu zeichnen. Das rein äußerliche Moment, daß Andere vor ihm dasselbe ausführlicher dargestellt haben, ist für die Komposition des Dichters maßgebend.

Trotz der großen, auf dieses Buch verwandten Mühe hatte es bei weitem nicht den Erfolg, den einst „Fromont junior und Risler senior“ errungen. Daudet schreibt es seinem zu großen Umfange zu, und zwei Bände mögen ja für französische [illegible]wöhnung zu viel sein, aber der Grund liegt doch [illegible]l tiefer. Der Roman ist eine Aufeinanderfolge [illegible]nder Panoramabilder, die nur in lockerer, oft [illegible] äußerlicher Verbindung mit einander stehen. Die

Skizzen mögen im Einzelnen noch so ausgezeichnet durchgeführt sein, sobald die innerliche Beziehung auf das Schicksal des Helden fehlt, ziehen sie, ohne zu fesseln, an unseren Augen vorüber und wirken schließlich ermüdend.

Alphonse Daudet's dreißig Jahre in Paris.*)

*) C. Marpon et E. Flammarion, Paris 1888.

„Getragen von dem unbegrenzten Selbstvertrauen der Jugend, arm, aber vom Strahlenglanz der Hoffnung umwoben, beschäftigte ich mich auf meiner Dachstube das ganze Jahr hindurch mit weiter nichts als mit dem Schmieden von Versen. Es ist dies eine alltägliche und doch rührende Geschichte. Paris weist wohl Hunderte von solchen armen Teufeln auf, deren ganzes Vermögen in einigen Reimen besteht, aber ich glaube nicht, daß irgend Jemand seine dichterische Laufbahn unter größeren Entbehrungen begonnen, als ich.

Das gelegentliche Zusammentreffen mit berühmten Männern, das Glück, mit ihnen einige Worte austauschen zu können, genügt, um den Ehrgeiz zu entflammen. „Auch dein Name wird einst gefeiert sein!" sagt man sich voll frohen Mutes.

Mit welcher Wonne stürmte ich da meine fünf Stockwerke in die Höhe, namentlich wenn es mir gelungen war, den Ankauf eines Lichtes zu bewerkstelligen. Die ganze Nacht hindurch pflegte ich dann zu arbeiten, und bei seiner niedrigen Flamme Verse zu dichten und Entwürfe von Dramen auszuarbeiten, die in endloser Reihe auf den weißen Papierbogen einander folgten. Die Kühnheit lieh mir Flügel, ich sah den Himmel offen, ich vermeine Entbehrungen, wie in jener Weihnachtsnacht, ich mit Begeisterung Reime auf Reime schmiedete, und unten der laute Festjubel der Studenten ertönte,

und die Stimme Gambetta's donnerartig an den Wölbungen des Hausflurs hinrollend und an den Wänden des Korridors sich brechend, die gefrorenen Fensterscheiben meines Zimmers erzittern machte."

Giebt es Worte, welche ergreifender das Elend, den schweren Kampf ums Dasein, den schwärmerischen, nach den höchsten Zielen gerichteten Blick des jugendlichen, fast noch im Kindesalter stehenden Dichters zu schildern vermöchten? Denn erst sechzehn Jahr war er alt, als er nach Paris kam, um sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Schon die Reise nach der Hauptstadt hatte ihm einen Vorgeschmack von den Leiden gegeben, die hier seiner warteten. Es herrschte grade eine grimmige Kälte, und da er nur mit einem leichten Sommerröckchen bekleidet war, hatte er zwei Tage lang in einem Waggon dritter Klasse so furchtbar gehungert und gefroren, daß er noch nach dreißig Jahren beim bloßen Gedanken daran Magenkrämpfe bekommen konnte und ihm zu Mute wurde, als wären seine Beine durch Eisklammern zusammengepreßt. Verführerisch lächelten ihn die belegten Butterbrote auf den Bahnhof-Buffets an, aber sorgsam hielt er die einzige Silbermünze, die er noch besaß, tief in den Hosentaschen verborgen. Gegen Ende der Reise jedoch wäre er thatsächlich vor Erschöpfung in Ohnmacht gefallen, wenn ihn nicht einige mitleidige Matrosen, die mit ihm fuhren, durch einen Labetrunk aus ihren Branntweinflaschen erquickt hätten. Sein um drei Jahre älterer Bruder Ernst erwartete ihn am Bahnhof. Er hatte gleich einen Handwagen und einen Dienstmann mitgebracht, das Gepäck, ein armseliges, an allen Ecken und Enden geflicktes Köfferchen, wurde aufgeladen, und nun gings fort nach dem Quartier latin. Wir lassen hier wieder dem Dichter selbst das Wort: „Es war noch nic ganz Tag; wir begegneten nur Arbeitern, deren Gesichte von der Kälte blau angelaufen waren, oder Zeitung

austrägern, welche mit geübter Hand die Morgenblätter durch die unteren Thürspalten in die Häuser schoben. Die Gasflammen erloschen, die Straßen, die Seine und ihre Brücken, alles erschien mir im Morgennebel dunkel. Unter solchen Umständen betrat ich Paris zum erstenmal. Angsterfüllten Herzens schmiegte ich mich dicht an meinen Bruder, und so gingen wir Arm in Arm hinter dem Schubkarren her.

„Wenn Du's mit der Besichtigung unserer Wohnung nicht zu eilig hast, so wollen wir erst frühstücken," sagte Ernst zu mir.

„Ach ja, ich bin dabei."

Ich war im buchstäblichen Sinne des Wortes dem Verschmachten nahe. Aber leider war das Restaurant, ein Restaurant auf der rue Corneille, noch geschlossen; wir mußten lange warten und gingen indessen, um uns zu erwärmen, in der Umgegend spazieren.

Endlich öffneten sich die Fensterladen, ein ganz verschlafener Kellner empfing uns. Seine Pantoffeln schlürften auf dem Boden, und er murmelte undeutliche Laute vor sich hin, wie die Stallknechte, welche auf der Poststation mitten in der Nacht geweckt werden und anspannen sollen. Nie wird dieses Frühstück bei Tagesanbruch meinem Gedächtnis entschwinden; ich darf nur die Augen schließen, und sogleich sehe ich den kleinen Saal mit den nackten weißen Wänden und den in den Mörtel eingelassenen Kleiderrechen vor mir, das mit Servietten bedeckte Kontor, die ungedeckten aber spiegelblanken Marmortischchen. Gläser, Salzfässer und ganz kleine Fläschchen, mit einem Wein gefüllt, der keine Spur Traubensaft enthielt, mir aber trotzdem ganz ausgezeichnet mundete, standen schon an Ort und Stelle.

„Für drei Kaffee!" bestellte der Kellner kraft eigener Machtvollkommenheit, sobald er unserer ansichtig wurde. Sich zu so früher Morgenstunde noch Niemand außer

ihm im Saal und in der Küche befand, so antwortete er sich selbst mit einem vernehmlichen: „Bum!“ und brachte uns für drei, nämlich für drei Sous, Kaffee. Das äußerst wohlschmeckende, balsamisch duftende, entsprechend versüßte Getränk war gar bald verschwunden, ebenso zwei Brödchen, die er uns in einem geflochtenen Körbchen serviert hatte.

Hierauf bestellten wir einen Eierkuchen, denn für ein Kotelett war es noch zu früh am Tage. „Einen Eierkuchen für zwei, bum!“ schrie der Kellner. „Hübsch braun!“ rief mein Bruder.

Mit einem Gefühl zärtlicher Bewunderung beugte ich mich vor diesem Sybariten von Bruder, der ein so sicheres Auftreten, ein so vornehmes Wesen zeigte; und beim Dessert, Aug' in Aug', die Ellenbogen auf dem Tische, welch eine Fülle von Geständnissen und Plänen tauschten wir da nicht vor einem Teller mit Rosinen und Haselnüssen aus! Der Mensch wird besser, wenn er seinen Hunger gestillt hat. Verschwunden waren alle trüben Gedanken, dies einfache Frühstück hatte mich eben so berauscht, als ob ich Champagner getrunken hätte.

Wir führten eine sehr laute, lebhafte Unterhaltung, als wir Arm in Arm das Lokal verließen. Es war endlich heller, lichter Tag geworden. Paris strahlte mir mit allen seinen offenen Schauläden entgegen, und die königlichen Frauengestalten aus weißem Marmor, die ich durch das Gitter des Luxemburger Parkes unter den entlaubten Bäumen bemerkte, schienen mir huldvoll zuzunicken und mich willkommen zu heißen.“

Die vorstehende Plauderei, abgekürzt wiedergegeben, würde ihre Wirkung verfehlen. Denn es würde dann Ursprünglichkeit und Natürlichkeit dieser Herzensergüsse, Reiz der Naivetät und damit die Unmittelbarkeit des E druckes verloren gehen. Das trostlose Gefühl des Dich beim Eintritt in das einsame, nachtumhüllte, eisig

Paris und sein wonniges Entzücken beim Anblick der sonnenbeglänzten, menschendurchwogten Weltstadt ist mit wunderbarer Wahrheit wiedergegeben. Und wenn sich auch Daudet unmittelbar bei seiner Ankunft in Paris dieser Empfindungen nicht so deutlich bewußt gewesen sein mag, so hat er sie doch später mit poetischem Blick erkannt und zur Darstellung gebracht. Absichtlich haben wir auch oben eine Stelle ausgelassen, um sie hier, außerhalb des Zusammenhanges, zu bringen und an ihr zu zeigen, welch einfache Mittel der Dichter oft anwendet, um eine plastisch deutliche Vorstellung im Geiste des Lesers zu erwecken. Die Einfahrt in den Südbahnhof von Paris schildert er folgendermaßen: „Ein auf eisernen Platten erdröhnendes Rädergerassel, eine ungeheure, von Licht überströmte Glaswölbung, zugeschlagene Thüren, das Rollen der Gepäckwagen, eine unruhige, geschäftige Menge, Zollbeamten — Paris!“ Er giebt hier nichts, als eine Reihe scheinbar zusammenhangsloser Bilder, und doch erschöpft ihr Totaleindruck alles, was an unserem Aug' und Ohr bei einer solchen Gelegenheit vorüberzieht.

Daudet berichtet nun weiter, daß sein Bruder als Sekretär bei einem alten Herren angestellt war, der ihm seine Memoiren diktierte. Dafür bezog er einen Gehalt von 75 Francs monatlich, und mit dieser bescheidenen Summe übernahm es Ernst, die Kosten des gemeinschaftlichen Hausstandes zu bestreiten. Mit wahrhaft rührender, fast mütterlicher Zärtlichkeit sorgte er für den geliebten Bruder, dessen geistige Ueberlegenheit er willig anerkannte. Mit prophetischem Blick sah er seine dichterische Berühmtheit voraus und betrachtete seine eigene Person nur als Staffel zu ihr. Und in der That gelang es ihm durch seine unermüdliche, aufopfernde Thätigkeit, die drückendsten Nahrungssorgen fern zu halten. Die Brüder bewohnten auf der rue de Tournon ein kleines Stübchen im vierten Stock. Fast eine Bodenkammer

war es zu nennen, aber doch fühlte sich der Dichter hier unbeschreiblich glücklich, war es doch eine Pariser Bodenkammer, und barg es doch die goldenen Träume seiner Jugend. Endlich hatte er einen Band Gedichte fertig. Sie sollten unter dem lockenden Titel: „Amoureuses“ das Licht der Welt erblicken; es fehlte nur noch eine Kleinigkeit, der Verleger. Und nun fing jene jammervolle Odyssee an, welche wohl keinem Schriftsteller erspart bleibt, und zu den demüthigendsten Erinnerungen seines Lebens gehört. Daudet trägt keinen Anstand, die berühmtesten Pariser Firmeninhaber beim Namen zu nennen und ihnen vorzuhalten, wie unwürdig er, in dessen Brust eine ganze Welt erhabener Gestalten lebte, von ihren untergeordneten Organen behandelt wurde.

„Ich klopfte an die Thür Michel Lévy's und Hachette's; wohin wäre ich nicht gegangen? Wenn ich ihre ausgedehnten Geschäftsräumlichkeiten betrat, so kam es mir vor, als stände ich in den ungeheuren Hallen einer Domkirche. Meine Stiefeln knarrten laut und machten trotz der weichen Teppiche einen schrecklichen Lärm. Die Gehilfen trugen das wichtigthuerische Gebahren eingefleischter Bureaukraten zur Schau und musterten mich mit vornehm kühler Zurückhaltung.

„Könnte ich wohl Herrn Lévy sprechen, ich möchte ihm gern ein Manuskript vorlegen.“

„Sehr wohl, darf ich um Ihren Namen bitten?“

Und wenn ich ihm meinen Namen gesagt, legte der Gehilfe seine Lippen bedächtig an die eine Oeffnung des Sprachrohrs, sein Ohr an die andere und sagte:

„Herr Lévy ist nicht zu Haus.“

Herr Lévy war überhaupt nie zu Haus, auch Herr Hachette nicht. Niemand war zu Haus, so wenigstens lautete stets die Meldung dieses unverschämten Sprachrohres.“

Mit einem Gefühl stolzer Genugthuung mag Daudet

dieſe Zeilen niedergeſchrieben haben, heute, wo ſich die vornehmſte Geſellſchaft von Paris um ihn drängt, wo ſein Name auf der ganzen Erde gefeiert iſt, wo ſich die erſten Buchhändler des In- und Auslandes beeilen, jede Zeile, die er ſchreibt, mit Gold aufzuwiegen. Es iſt der ergreifende Kontraſt zwiſchen der erſten Stufe der Ruhmesleiter, welche Elend bedeutet und ihrer glanzvollen, ſonnenbeſtrahlten Höhe. Darum macht auch grade dieſes erſte, „Die Ankunft“ betitelte Kapitel den tiefſten Eindruck, und darum haben wir ihm einen ſo großen Raum in unſerer Beſprechung eingeräumt. Denn als er erſt einen Verleger gefunden — und er tauchte plötzlich in nächſter Nähe auf, es war der Buchhändler Tardieu auf der rue de Tournon, im Hauſe nebenan — da war es mit ſeiner Noth vorbei. Bekannt iſt, daß die Kaiſerin Eugenie, entzückt von der Urſprünglichkeit und Friſche der Daudet'ſchen Dichtungen, ihn dem Herzog von Morny empfahl, und dieſer ihm eine gut dotierte Stelle in ſeinem Privatkabinet anbot, die ihm geſtattete, ſich ungeſtört ſeinen Neigungen hinzugeben.

Nach dieſem erſten Kapitel ſcheint mir das dritte von größtem Intereſſe. In anſchaulicher, humorvoller Weiſe ſchildert hier der Verfaſſer unter dem Titel: „Der erſte Frack“ ſein Auftreten in der Pariſer Geſellſchaft. Sein Bruder, ein erfahrungsreicher Mann, hat ihm erklärt, man brauche dieſes Kleidungsſtück, ja, es ſei unumgänglich nothwendig, wenn man in der Welt vorwärts kommen wolle. Iſt er doch kein Stubendichter mehr. Sein Buch iſt gedruckt und macht ſich in allen Schaufenſtern breit. Jungfräulich und friſch liegt es da in roſafarbenem Einbande. Sogar im „Officiel“ hat der
[illegible]e Daudet geſtanden. Kurz, er gehört der Welt an
muß in ihr verkehren. So hat er ſich denn endlich
hloſſen und eines Abends ſeinen erſten Frack ange-
n, ein wundervolles Exemplar mit ſchönem Kragen

eleganten Aufschlägen und unvergleichlichen Schößen. Sein Besuch gilt einer der gefeiertsten Schauspielerinnen von Paris, Augustine Brohan. Sie bewohnt eines jener schmucken Hotels der Champs Elysées, wie es sich die armen Provinzialen in ihren poetischen Träumereien auszumalen pflegen, ein Gitter, ein Gärtchen, ein vier Stufen hoher, von einer Marquise überdachter Perron, im Vorzimmer lauter Blumen und gleich dahinter ein grüner, sehr heller Empfangssalon. Aber er fühlt sich arg enttäuscht, als er sieht, daß er in den Kreisen der vornehmen Welt so gut wie gar nicht bekannt ist. Sein von einem Diener ganz undeutlich ausgerufener Name bringt nicht die geringste Wirkung auf die Gesellschaft hervor. Er hört nur, wie eine weibliche Stimme sagt: „Um so besser, ein Tänzer!“ Erschreckt, gedemütigt, denn sein zartbesaitetes Dichtergemüt hat auf einen ganz anderen Empfang gerechnet, versteckt er sich unter die Menge. „In meiner Bestürzung,“ berichtet Daudet weiter, „weiß ich nicht aus noch ein, namentlich da ich kurzsichtig bin und bei der geringsten Bewegung fürchten muß, mir an irgend einem Möbel die Kniee einzustoßen oder mit der Nase in die Oeffnung eines Corsets zu gerathen. Bald melden sich auch noch Hunger und Durst, aber nicht um ein Königreich möchte ich mich in dem allgemeinen Gedränge an's Buffet wagen. Von dorther ertönt heiteres Lachen, man hört wie die Theelöffel in den Porzellantassen umgerührt werden, und ein feiner Duft wie von dampfendem Thee, spanischen Weinen und frischem Backwerk dringt ins Zimmer. Endlich als die Tänzer zurückkommen, fasse ich mir ein Herz, und plötzlich stehe ich allein mitten im Speisesaal.

Das Buffet macht einen wahrhaft blendenden Eindruck. Mit seinen im Lichterglanz strahlenden C
und Fläschchen sieht es aus wie eine weiße, fu
Krystallpyramide, wie frisch gefallener, von der

beleuchteter Schnee. Ich ergreife ein Glas von so zarter Struktur wie eine Blume; ich hüte mich wohl, es fest anzufassen, weil ich fürchte, es könnte mir unter den Händen zerbrechen. Was soll ich mir eingießen? Na — immer Mut, es sieht uns ja Niemand! Aufs Geradewohl taste ich umher und erhasche ein Fläschchen. Das kann nur Kirsch sein, der reine flüssige Diamant. Genehmigen wir uns also ein Gläschen Kirsch, ich liebe seinen bitteren Geschmack, seine uns fremdartig anmutende Blume. Und schon bin ich darüber her, mir tropfenweise den hellstrahlenden Trank einzugießen. Ich erhebe das Glas, ich spitze die Lippen. Pfui Teufel! Das ist ja das schönste Brunnenwasser! Man kann sich denken was ich für ein Gesicht schnitt. Plötzlich höre ich lautes Lachen, ein schwarzer Frack und ein Rosakleid tauchen vor mir auf, die sich über mein Versehen königlich amüsieren. Ich will das Glas wieder hinstellen, aber ich bin verwirrt, mir zittert die Hand, mein Frackärmel bleibt irgendwo hängen. Es fällt ein Glas vom Tische, zwei andere folgen. Ich drehe mich um, die Frackschöße thun nun auch das ihrige, und die weiße Pyramide stürzt zur Erde. Das orkanähnliche Getöse eines zusammenbrechenden Eisberges begleitet ihren Fall, und zahlreiche, wie Eisstücke blitzende und funkelnde Glassplitter bedecken rings den Fußboden. Atemlos eilt die Herrin des Hauses herbei. Zum Glück ist sie ebenso kurzsichtig wie ich, und es gelingt mir, unbemerkt aus dem Buffet zu entkommen. Aber das ändert an der Sache nichts, diese massenhafte Zertrümmerung von Gläsern und Fläschchen lastet auf mir wie ein Verhen. Ich habe nur den einen Gedanken: „Fort!“

In ebenso liebenswürdiger, harmlos plaudernder se erzählt Daudet in andern Kapiteln die Entstehungsichte seiner Romane. Er beschreibt die Urbilder er Helden, stellt sie diesen gegenüber und berichtet uns,

wie er sie der ihm vorschwebenden Idee gemäß umgestaltet hat. Als Fromont und Risler bereits in den Grundzügen feststand, machte ihm z. B. die Gestalt der armen hinkenden und doch dabei so schwärmerischen Désirée bedeutende Schwierigkeiten. Seine ursprüngliche Absicht war, sie Puppen bekleiden zu lassen. Sie sollte ihm darstellen „die ausgesuchte Anmut im Elend, den lächelnden Traum unter den rußigen Dächern, die Fee, deren zauberische Finger dem sehnsuchtsvollen Verlangen nach einer schöneren Welt Körper und Gestalt verleihen.“ Da teilt ihm ein Freund mit, daß dieser Gedanke bereits in einem Romane von Dickens verwirklicht sei. Voll Verzweiflung verzichtet er nun auf diese poetische Idee, durch die er den ergreifenden Gegensatz zwischen der hilflosen Lage des jungen Mädchens und ihrer phantastischen Natur so schön hätte zum Ausdruck bringen können, und bemüht sich, für die kleine Delobelle eine andere Beschäftigung zu suchen. Er stöbert in allen möglichen Baracken umher und klettert die zugigen, dunklen Treppen an schmierigen Strickgeländern auf und nieder, bis er endlich eines Tages auf einem Schilde in verblaßten goldenen Buchstaben die Worte liest:

Vögel und Insekten
für
Putz.

Auch eine lange Reihe litterarischer und künstlerischer Berühmtheiten zieht an uns vorüber. Unter ihnen nimmt Villemessant, der Begründer und Herausgeber des Figaro einen hervorragenden Platz ein. Er selbst hatte fast gar keine schriftstellerische Befähigung, besaß aber die Gabe hervorragende Talente aufzuspüren und für sein Blatt zu gewinnen. Zu diesem Zwecke scheute er keine Mühe

und zahlte fabelhafte Honorare. Denn vor gut schreibenden Leuten — Männern, die ihr Metier verstehen, „qui tiennent leur langue“ pflegte er zu sagen — hatte er den Respekt des Bauern vor dem Latein des Herrn Pfarrers. Aber so schnell er sich jedem neu aufgehenden Stern zuwendete, ebenso rasch entledigte er sich einer abgenützten Kraft. „Was liegt Villemessant an einem Redakteur?“ sagt Daudet. Der eine geht, der andere kommt, und der zuletzt gekommene ist immer der beste. Er ist tyrannisch, launenhaft, aber immer wird man den Grund hiervon in dem Interesse für seine Zeitung finden. Wir sind im Jahre der Gnade 1858 im Café Véron. Es ist elf Uhr, der Figaro ist soeben ausgegeben worden, Villemessant frühstückt. Er plaudert und erzählt Anekdoten, die er in der nächsten Nummer bringt, wenn sie gefallen, und die er vergißt, wenn sie ohne Wirkung bleiben. Er horcht alle Leute aus und frägt: „Was meinen Sie zu dem Artikel des Herrn So und So?

„Famos!“

„Hat Talent, nicht wahr?“

„Ganz hervorragend.“

Villemessant eilt entzückt nach der Redaktion. „Wo ist Herr So und So? Ganz hervorragendes Talent! Einzig in seiner Art, ganz Paris spricht von seinem Artikel!“ .... Und Herr So und So wird beglückwünscht, gepriesen, im Gehalt erhöht. Vier Tage später erklärt derselbe Gast an demselben Tische den Artikel eben desselben Herrn So und So für langweilig, und unser Villemessant steht wieder auf, aber diesmal ganz und gar nicht entzückt. Außer sich vor Wut rast er wieder nach der Redaktion, aber nicht um ihn im Gehalt zu erhöhen, sondern um ihm den Laufpaß zu geben.

Wahrscheinlich trug sich auch in Folge einer solchen Nachplauderei diejenige Szene zu, in welcher die erste Begegnung Daudet's mit diesem seiner Zeit allmächtigen

Manne geschildert und er in einer sehr grellen Beleuchtung gezeigt wird. Der Dichter hatte sich eines Tages mit Furcht und Beben auf die Redaktion gewagt. Da Villemessant noch nicht vom Frühstück zurück war, so wurde ihm gesagt, er solle warten. Am grünen Tische saßen sechs bis sieben Redakteure, lesend, schreibend, lachend, plaudernd, Cigaretten rauchend. Unter ihnen befand sich ein kleines Männlein mit rotem Gesicht und schneeweißem, hochgekämmtem Haar, Paul d'Ivoy, der berühmte Verfasser der täglichen Chronik, den Villemessant um schweres Geld dem Kourrier de Paris entführt hatte. Plötzlich erscheint der Chef, die Federn fliegen nur so auf dem Papier hin, das Lachen verstummt, die Cigaretten verschwinden. Nur Paul d'Ivoy hebt lächelnd sein Haupt und wagt es, dem Gott ins Antlitz zu schauen. Villemessant: „Sehr gut, Kinder, ich sehe, Ihr seid ganz hübsch im Zuge. . . . (Zu Paul d'Ivoy, mit freundlicher Miene) Sind Sie mit Ihrer Chronik zufrieden?" Paul d'Ivoy: „Ich denke, sie ist gut ausgefallen." Villemessant: „Das trifft sich ja prächtig, es ist nämlich Ihre letzte." Paul d'Ivoy (toteublaß): „Meine letzte?" Villemessant: „Allerdings, Ihr Geschreibsel ist jammervoll, darüber herrscht nur eine Stimme auf den Boulevards; es ist die höchste Zeit, daß Sie gehen." Paul d'Ivoy war aufgestanden. „Aber mein Herr, unser Vertrag?" — „Unser Vertrag? Der Witz ist nicht schlecht. Verklagen Sie mich, ich werde Ihre Artikel dem Gerichtshofe vorlesen, und wir wollen sehen, ob es einen Vertrag geben kann, der einen zwingt, solche Albernheiten in die Zeitung aufzunehmen." Daudet lief es eiskalt über den Rücken, und er gesteht, daß er, obgleich sich Villemessant ihm gegenüber immer sehr liebenswürdig zeigte, doch stets in seiner Gegenwart den Schreck
schauer verspürte, welcher den kleinen Däumling b
Anblick des Menschenfressers erfaßte.

Die beiden letzten Kapitel handeln von dem sensationellen Erfolge des Romans Fromont junior und Risler senior, durch den Daudet mit einem Schlage ein berühmter Mann wurde, sowie von seinen persönlichen Beziehungen zu Turgeniew. Die Werke des berühmten russischen Romanschriftstellers hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Im Allgemeinen haben die Schriftsteller, deren Hauptstärke die Beschreibung ist, nur einen Sinn, das Gesicht, sie führen uns einfach malerisch vor's Auge, was sie sehen. Turgeniew aber hat auch noch Geruch und Gehör. Der Duft in Feld und Wald, das Rauschen des Wassers, das klare Himmelszelt, alle Stimmen der Natur finden sich wieder in seinen Werken. Der Dichter läßt sich, ohne einer Schule zu folgen, durch das Orchester seiner Sinnesempfindungen einwiegen. Diese Musik dringt nicht zu Jedermanns Ohr. Der Bewohner der großen Stadt vernimmt sie nie in seinem ganzen Leben, weil die Feinheit des Organs abgestumpft wird durch das Getöse, das ihn von früher Kindheit an umgiebt, und nicht hört er die Stimmen des Waldes, wenn scheinbar tiefe Ruhe ihn umfängt, in jenen Momenten, wo die Natur meint, sie sei unbelauscht, weil der Mensch schweigt und sie seiner vergißt. Erinnerst Du Dich noch an den Ruderschlag, dem dein Ohr einst gelauscht auf dem See irgend eines Cooper'schen Romans? Der Kahn ist tausend Meilen weit entfernt, man sieht ihn nicht, aber die Wälder erscheinen in unermeßlicher Vergrößerung durch den über den schweigenden Gewässern dahinzitternden Laut, und der Schauer der Einsamkeit hat uns berührt."

Turgeniew war es auch, der Daudet und seinen intimen Freunden die Erhabenheit Göthe'scher Poesie offenbarte. „Einen in seiner Art einzigen, unvergeßlichen Wendepunkt in meinem Leben bildete ein Sonntag Nachmittag, wo wir, wie gewöhnlich, auf der rue de Murillo

zusammentrafen. Wir sprachen von Göthe, und Turgeniew rief uns zu: „Ihr kennt ihn nicht.“ Am nächsten Sonntag las er uns Prometheus vor, jenes geistsprühende, zu einem Drama erweiterte Gedicht, das den gegen die bestehende Weltordnung sich auflehnenden Titanen zum Inhalt hat. Im Monceau-Park hörten wir das Lärmen spielender Kinder, heller Sonnenschein drang ins Zimmer hinein, der Frühlingsduft des frisch betauten Grüns berauschte uns, und wir vier, Goncourt, Zola, Flaubert und ich, hörten tief ergriffen von dieser großartigen Improvisation zu, wie ein Genie dem andern zum Dolmetscher diente. Derselbe Mann, der, wenn er französisch schrieb, jeden Ausdruck ängstlich abwog, hatte, als er so dastand, die ganze Kühnheit eines wahren Dichters, es war nicht eine stümperhafte Übertragung, welche den Geist festbannt und den Gegenstand versteinert, Göthe selbst war lebendig geworden und sprach mit uns.“

So einfach die vorstehende Notiz klingt, so wenig sie auf den Effekt zugespitzt erscheint, so unvergleichlich bleibt die Kunst Daudet's, einmal empfangene Eindrücke festzuhalten und wiederzugeben. Von seiner Hand geleitet, treten wir in ein Zauberland, Vergangenes tritt uns entgegen in der ganzen Schönheit des Natürlichen und Wahren, und ahnungsvoll fühlen wir nach, was seine Seele einst bewegt.

Pro Patria!*)

*) Abgedruckt im vierten Hefte des Jahrgangs 1888 von „Unsere Zeit.“

„Neulich war ich auf der Albrechtsstraße, als ich von der Ringseite her die lockenden Töne einer Militärkapelle zu vernehmen glaubte. Alles blieb stehen und lauschte. „Es scheint Militärmusik zu sein?“ sagte einer von den Vorübergehenden. „Ja“, lautete die Antwort des Gefragten, „das 11. Regiment marschiert eben die Grüne Röhrseite entlang.“

„Diejenigen, welche nach der Post zu gingen, blieben stehen, um besser hören zu können. Die andern, welche ihre Schritte nach dem Ringe zu lenkten — und zu ihnen zählte auch ich — eilten schneller vorwärts. Einzelne setzten sich sogar in Trab, um noch zur rechten Zeit anzukommen und ihr Auge am Anblick der Soldaten zu weiden.

„Höher schlug uns allen das Herz, als wir der Stelle zueilten, wo Trommelwirbel ertönte und die Trompeten schmetterten; aber in der Nähe des Ringes angelangt, war es uns nicht möglich weiter zu kommen; dichte Menschenscharen, in den Anblick der Soldaten verloren, hielten alle Zugänge besetzt.

„Eben marschierte die letzte Kompagnie vorüber. Hinter ihr stürmte alles in buntem Gewirr vorwärts. Endlich kam auch ich auf den Ring und sah, wie gerade der Nachtrab des Regiments bei der Ohlauer Straße vorbei die Schweidnitzer Straße entlang marschierte.

„Eine lange rote Linie, die sich aus den Kragen Soldaten zusammensetzte, nahm die ganze Breite der aße ein; eine andere, schwarzfarbige, bildeten ihre me, und darüber glitzerten Hunderte von weißen

Sternen. Die Sonne hatte nach einem wolkenbruchartigen Regen an einzelnen Bajonettspitzen einen glänzenden Stern befestigt.

„Das war alles, was ich noch von dem 11. Regiment unterscheiden konnte: die drei geheiligten Farben, in deren Zeichen die deutsche Einheit wiedererstanden! Bald zog „Schritt fassend" eine dichtgeschlossene Menschenmasse hinter ihm her. Kragen und Helme entschwanden meinen Blicken. Aber noch immer funkelten die Sternlein hoch oben auf den Spitzen der Bajonette und umstrahlten mit einem Glorienschein den bescheidenen Verteidiger des Vaterlandes, den gemeinen Mann, dessen Fuß im Staube dahinschritt, dessen Haupt zu den Wolken emporragte!"

Wenn mir der geduldige Leser bis hierher in der Voraussetzung gefolgt ist, daß ich ihm etwa aus Breslau oder sonst woher eigen Erlebtes berichte, so wird ihn die letzte bombastische Phrase wohl eines Bessern belehrt haben. Das Erzählte ist in rein äußerlicher Anpassung auf unsere Verhältnisse einem französischen Werke entnommen, welches den an der Spitze unsers Artikels stehenden Titel führt.*)

Etwas überschwenglich erschienen mir immer jene Zeilen, mit denen Horaz am Schluß der ersten Ode, seinen Gönner Mäcen begrüßend, ausruft:

Falls du mich in die Reih'n lyrischer Sänger fügst,
Ja, dann heb' ich das Haupt hoch zu den Sternen auf!

Was soll man aber dazu sagen, wenn der französische Autor, die „obscurs soldats du pays" feiernd, erklärt: „Ils marchaient ainsi, les pieds dans la boue, la tête dans les astres!" Wir Deutschen kennen keine „obscurs soldats du pays" keine obskuren, unscheinbaren Soldaten des Landes, wir kennen nur unsere tapfern Waffenbrüder-

*) Jules Legoux, „Pro Patria!" (Paris, Paul Dupont, 1887

aber wir lassen sie andrerseits auch nicht mit dem Haupt unter den Gestirnen wandeln.

Gleich auf der ersten Seite des Buches findet sich eine für den französischen Hang zur Übertreibung charakteristische Stelle. Der Verfasser befindet sich in dem Augenblicke, wo die Töne der Militärmusik an sein Ohr dringen, auf der Rue de Richelieu. Sofort eilt er ihr in der Richtung der Boulevards nach, um noch rechtzeitig da zu sein und die Truppen bewundern zu können (pour admirer la troupe). Ein deutscher Schriftsteller würde schwerlich so schreiben, denn wo läge bei einem harmlosen Vorbeimarsch irgendwelche Veranlassung zur Bewunderung vor? Der Franzose ist eben mehr Gefühlsmensch. Von augenblicklichen Stimmungen abhängig, sieht er im Soldaten bald die Verkörperung seines Ruhmes, bald belegt er ihn mit einem Spottnamen und nennt ihn „Pioupiou“. Die deutsche Sprache kennt keinen Spitznamen für den preußischen Grenadier. Bei uns liegt der Begriff „Volksheer“ schon zu tief im nationalen Bewußtsein begründet. Die Franzosen dagegen kranken noch heut an den Folgen früherer Einrichtungen. Der Soldat konnte nicht die Achtung genießen, deren er sich bei uns erfreut, da sich jeder einigermaßen Bemittelte und Gebildete loskaufte. Während bei uns der Offizier auf seine Uniform mit berechtigtem Stolze blickt, da sie ihn den Edelsten des Landes gleichstellt, sucht sich der französische Offizier noch heut derselben zu entledigen, wo er nur irgend kann, und erscheint mit Vorliebe in Civil.

Feiert daher ein Franzose der Gegenwart in so auffälliger Weise den gemeinen Mann, so verbindet er damit sicherlich eine Nebenabsicht. Unser Autor erklärt gar in der Einleitung: „Ich habe an leicht verständlichen Beispielen erläutern wollen, daß Frankreich das Recht hat, jeden Augenblick die selbstloseste Hingebung

von jedem seiner Bürger zu fordern. Ich habe jenen großen, edlen Gedanken durchführen wollen:

„Nicht euch gehört ihr an; die Zeit, das Gut, das Leben,
Für's Vaterland mit Freud' sollt ihr dahin sie geben!"

Und an einer anderen Stelle: „Das Herz des Vaterlandes schlägt überall dort, wo Franzosen versammelt sind. Unter Patriotismus versteht man daher nicht nur die Liebe zum heimatlichen Boden, er ist in viel edlerm Sinne die gegenseitige Liebe aller Kinder ein und desselben Landes. Derjenige, der sein Leben für seine Mitbürger opfert, opfert es für's Vaterland, sei es in Friedens- oder Kriegszeiten." Schöne Worte, wahr für alle Zeiten und für alle Völker! Und hätte unser Autor diesen allgemeinen, rein menschlichen Standpunkt in seinem Werke gewahrt, wir würden ihm die Hand reichen und ihn als einen Freund der Menschheit umarmen. Aber er fährt fort: „Ach! wüßten sie, diese tapfern Soldaten, was sie in ihrer Brust tragen, wenn sie mit dem Tornister auf dem Rücken, dem Gewehr auf der Schulter, die Beinkleider in den Gamaschen, bis oben hinauf beschmutzt, aber leichten Schrittes, feurigen Augs, in fester Haltung dahinmarschieren; wenn sie wüßten. . . .

„Soll ich dir's sagen, kleiner Pioupiou, jetzt, wo du, der Kaserne wiedergegeben, munter deine Knöpfe putzest, soll ich dir sagen, was du für uns warst, was du uns darstelltest, als das Regiment an uns vorüberzog?

„Merk' auf! Ganz einfach und natürlich gesprochen: die Seele Frankreichs!

„Weißt du, was sich soeben hinter deinem Rücken abspielte, auf den Boulevards, auf der Straße? Wenn sich dein Auge zu uns gewendet, so hätte es gesehe wenn dein Ohr gelauscht, hätte es vernommen. . . .

„In aller Herzen loderte empor mit wunderbar Gewalt die hehre Flamme patriotischer Begeisterung, al politischen Meinungsverschiedenheiten traten zurück v

der einen Empfindung: der Liebe zum Vaterlande. Und aller Augen blitzten hell, und jeder Mund strömte über von Reden, die künftige Gloire verkündend, und alle Hände fanden sich, und alle Herzen liebten sich. Nur Franzosen gab es in jenem Augenblick, einzig und allein Franzosen, ohne Hintergedanken, ohne Beschränkung, aus dem Grunde der Seele."

Findet sich in dieser Stelle nicht fast ein Anklang an unsere „Wacht am Rhein":

Durch Hunderttausend zuckt es schnell
Und aller Augen blitzen hell!

Es dürfte als eine Art von Profanation erscheinen, unser schönes, wahr und tief empfundenes Lied mit diesen schwülstigen Redensarten zu vergleichen, bei denen immer nur die Gloire die Hauptrolle spielt; aber eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden, und sie zeigt, wie selbst bei den unbedeutendsten Gelegenheiten das Feuer des kriegerischen Geistes bei unsern leicht entzündlichen Nachbarn aufleuchtet.

Doch hören wir weiter:

„Wer hat nun dies alles bewirkt, kleiner Pioupiou? Du, und nur du allein!

„Wie ein Meteor bei seinem Fluge durch die Wolken noch lange, nachdem es verschwunden, die himmlischen Räume erleuchtet, so hast auch du die Straßen der Stadt mit einem Lichtglanz verklärt, den niemand anders als du zu verbreiten im Stande bist.

„Glaubst du denn, daß dem so wäre, wenn du nicht in unsern Augen das erhabene Bild des Vaterlandes darstelltest, und wenn die Seele Frankreichs nicht in dir [illegible]rpert wäre?

„Unsere Abgeordneten wissen das sehr wohl, und .. von unserm Heere die Rede ist, dann sind sie alle g, dann bewilligen sie jede Forderung und sind zu größten Opfern bereit fürs Vaterland.

„Und dieses Wunder vollbringst du, du kleiner Pioupiou.

„Wenn du deine Zeit abgedient haben wirst, werden auch dir beim Anblick deines vorüberziehenden Regiments die Thränen in's Auge treten, und du wirst sehen, wie wohl das thut! Willst du mir jetzt ein großes Vergnügen machen und eine hohe Ehre erweisen? Laß deine Putzbürste einen Augenblick sein und reiche mir die Hand, Soldat!"

Dieser auf den Effekt berechnete Schluß ist so recht dem ganzen Ton der Erzählung entsprechend und für den Geist, in dem sie geschrieben, bezeichnend. Wenn der Soldat Verstand hat, wird er herausfühlen, welche Auszeichnung ihm durch den Händedruck seines vornehmen Besuches zuteil werden sollte. Viel herzlicher und natürlicher wäre es gewesen, wenn ihm der Berichterstatter ohne weitere Redensarten die Hand zum Abschied gereicht hätte.

Faßt man den Gesamteindruck dieser an die Spitze der ganzen Sammlung gestellten Erzählung in's Auge, so erscheint die Absicht des Verfassers durchaus nicht so harmlos, wie er sie in der Einleitung darzustellen sucht. Er treibt verstecktes Spiel, der Herr Franzose. Du fühlst es wie ich, deutscher Leser. Soll ich ihm die Maske vom Gesicht reißen? Ich will's versuchen, indem ich ihm nachweise, daß er zu dem schmerzvollen Ausruf: „Ach, wenn sie wüßten, diese tapfern Soldaten, was sie in ihrer Brust tragen!" den Nachsatz vergessen hat. Er ergänzt den Bedingungssatz nur zur Hälfte. „Wenn sie wüßten, daß sie die Seele Frankreichs in der Brust tragen!" „Nun", rufen wir, „was dann?" Die unserm Autor vorschwebende Antwort liegt sehr nahe: „
Dann wären sie unbesiegbar, dann wäre ihnen
glorreiche Revanche sicher, und sie marschierten wie
dem an der Spitze der Nationen!" Die Franzosen kön

und wollen sich nun einmal nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sie nur noch die zweite Geige im Völkerkonzert spielen. Sie sollten sich ihre Ahnen, die alten Gallier, zum Muster nehmen, die sich schließlich in die Überlegenheit der deutsche Rasse fügten. Von ihnen sagt Cäsar („De bello gallico", VI. 24 c.): „Einst gab es eine Zeit, da die Gallier die Germanen an Tapferkeit überragten, und voll Uebermut den Krieg in ihr Land hineintrugen. . . . Allmählich aber gewöhnten sie sich daran, ihnen nachzustehen, und in vielen Schlachten besiegt, wagen sie es einmal nicht mehr, sich mit ihnen in Beziehung auf militärische Tüchtigkeit zu vergleichen."

Das Buch „Pro Patria!" stellt sich so dar als ein Hetzprodukt der schlimmsten Art. An fast allen Stellen guckt der Pferdefuß des Chauvinismus unter dem Humanitätsmäntelchen hervor, in das sich Herr Legoux so sorglich eingehüllt hat. Es ist eine leider offenkundige Thatsache, daß sich diese Richtung in neuester Zeit auf allen Gebieten der französischen Kunst und Litteratur in wahrhaft erschreckender Weise geltend macht, und es ist daher eine heilige Pflicht der deutschen Presse, die Deutschen immer und immer wieder auf diese Ausgeburten der Revanchesucht hinzuweisen. Es scheint, als fürchteten die geistigen Führer Frankreichs, der Deutschenhaß könnte sich mit der Zeit legen, und als fühlten sie die Notwendigkeit, dieses willkommenste Ferment des Krieges der Zukunft in beständiger, lebendiger Thätigkeit zu erhalten. Aber hüte dich, Frankreich! Schon einmal hast du Wind gesäet, schon einmal hast du Sturm geerntet! Zwei Augen wachen — und Gott sei's gedankt, daß sie's thun — die stahlgrauen, Blitze schleudernden Augen des eisernen Kanzlers sind es. Noch steht er hoch auf der Warte und hält scharfen Lugaus, und wehe dem Feinde, der es wagen würde, noch einmal die Furie des Krieges zu entfesseln!

Wie richtig unsere Auffassung der Tendenz des Buches ist, ergiebt sich aus einer ganzen Anzahl anderer Stellen, am klarsten aus einer Erzählung, welche den Titel führt: „Es lebe Frankreich!“ Derselbe Mann, der auf der ersten Seite der Vorrede erklärt: „Die nachfolgenden Erzählungen haben den Zweck, die Liebe zum Vaterlande in den Herzen der Franzosen zu wecken“, wird hier zum Prediger eines fanatischen Deutschenhasses und beweist dadurch, welch' engherzige, schiefe Vorstellung er von der Vaterlandsliebe, dieser schönsten aller Tugenden, hat. Norbert Leblant, ein dreißigjähriger junger Mann aus einem kleinen Dorfe des Moseldepartements, ist nach der Schlacht bei Sedan als Mobilgardist in die Armee eingetreten und hat am 28. Nov. bei Beaune-la-Rolande tapfer mitgestritten. Bei dem Versuche, seinen Hauptmann zu retten, hat ihn der Lanzenstich eines Ulanen leblos zu Boden gestreckt. Als er wieder zur Besinnung kommt, befindet er sich als einziger Franzose in einem Hospital in der Nähe von Bautzen. Man macht zwischen ihm und den deutschen Verwundeten nicht den geringsten Unterschied und pflegt ihn mit größter Aufopferung. Ganz besonders nimmt sich seiner der Professor Dr. Rudolf Hollfeld an, ein sehr gelehrter, äußerst geschickter Arzt, der in seinen Bemühungen von dem Lazarettgehülfen Fritz Ferber eifrig unterstützt wird. Nun, meint man, hätte der Verfasser eine sehr gute Gelegenheit gehabt, dieser Männer, mochten sie auch die Feinde seines Vaterlandes sein, mit einigen anerkennenden Worten zu gedenken. Preist er doch in der Einleitung die Selstverleugnung und Hingebung für andere als Tugenden, würdig des höchsten Lobes. Wenn er sie bei seinen Landsleuten so bewunderungswürdig findet, um wie viel mehr sind sie erst bei denen zu schätzen, die ihnen noch soeben mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden haben und jetzt in gemeinsamer Liebe Freund und Feind umfassen

Wäre der Autor von einem wahrhaft edlen Gefühl bei Abfassung seines Buches beseelt gewesen, so war hier der Ort, ein versöhnendes Wort zu sprechen und den Franzosen zuzurufen: „Seht, das sind eure Feinde, so sind jene Männer beschaffen, gegen die euch ein Deroulède und Konsorten aufhetzen!“ Denn thatsächlich sind doch Hunderte, ja Tausende von Franzosen von deutschen Händen gepflegt und geheilt worden, während draußen die eigenen Landeskinder unter den furchtbarsten Leiden, mit Kälte, Hunger und Entbehrungen kämpfend, ihr kostbares Blut auf feindlicher Erde verspritzten. Man höre nun, wie der französische Schriftsteller seiner hohen Aufgabe gerecht wird. Zunächst stellt er den Professor Hollfeld als einen Mann dar, den bei seinem Wirken viel mehr wissenschaftliche als allgemeinmenschliche Erwägungen leiten. Er ist mehr Gelehrter als Arzt, wie sich Herr Legoux auszudrücken beliebt. So ist ihm auch der französische Verwundete weiter nichts als ein anziehender Gegenstand, um an ihm ein seit langer Zeit geplantes Experiment zu versuchen. Der kranke Soldat leidet an Blutleere. Er ist ein Kind des Todes, wenn ihm nicht in kürzester Zeit frisches Blut durch Transfusion zugeführt wird. Leblant ist damit einverstanden. Die Hoffnung, seine Teuern im Heimatslande wiederzusehen, belebt sein Herz.

Vor anderthalb Jahren hat er seine Brigitte heimgeführt, vor einem halben Jahre ist sein Töchterchen Genoveva getauft worden. Ding, Dong, Ding, Dong! tönt es an sein Ohr. So läuteten einst fröhlich die Glocken am Tage der Hochzeit und der Taufe. Er denkt an die Zukunft: Wenn Genoveva zur ersten
munion gehen, wenn auch sie sich verheiraten wird;
n er und seine liebe Brigitte alt sein und Enkelkinder
ihren Füßen spielen werden. Wie will er sie herzen!
will er sie auf Händen tragen! Wie gut ist doch

der liebe Gott, daß er uns das Leben geschenkt hat, welch' eine Wonne ist's, zu leben!

Alle Vorbereitungen zur Operation sind getroffen, die Instrumente im besten Zustande. Ein glückliches Gelingen ist sicher. Der Doktor steht ein für den Erfolg. Nie hat das arme Herz Leblant's freudiger geschlagen als gerade jetzt. Der Doktor wickelt den Oberarm des Patienten in feste Binden.

In diesem Augenblicke sieht sich Leblant um und bemerkt unter den Anwesenden auch Fritz Ferber, der mit aufgestreiftem, an der Schulter unterbundenem Arme dasteht. Da durchblitzt ein entsetzlicher Gedanke das Gehirn des Kranken. Daran hatte er nicht gedacht! Das Blut eines Ferber, richtiges Preußenblut, soll in seinen Adern, den Adern eines Franzosen fließen!"

„Der da soll . . .?"

„Ja wohl, der Fritz."

„Niemals, niemals! Lieber will ich sterben. Ich mag nicht, ich mag nicht! Laßt mich!"

Und als der Doktor ihm zuredet:

„Donnerwetter, laßt mich ungeschoren! Ich bin ein Franzose!"

Dann zerreißt er die um seinen Arm gelegten Binden, richtet sich mit einer letzten Anstrengung empor und ruft, an die Wand gelehnt, seinen Feinden höhnisch Trotz bietend, aus: „Es lebe Frankreich! Frankreich! Frank . . . ."

Und er stirbt.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Es könnte daher jemand mit einem Anschein von Recht sagen, daß man über solch' krankhafte Ve[illegible] geburten des Hasses hinwegsehen müsse. Dies w[illegible] jedoch grundfalsch. Bei einem so leicht erregbaren Vo[illegible] wie es das französische ist, darf kein derartiges Sympt[illegible] außer Acht gelassen werden. Und gerade das zeich[illegible]

unsere Regierung so aus, daß sie, Tag und Nacht wachend, den gefährlichen Gegner keinen Moment aus den Augen läßt, um ihm im entscheidenden Augenblick in den Arm zu fallen. Wenn die deutschen Schilde erdröhnen und das Schwert aus der Scheide blitzt, so treibt uns nur die eiserne Notwendigkeit dazu. „Die unchristliche Neigung zu Überfällen benachbarter Völker ist dem deutschen Charakter fremd", heißt es in der Thronrede vom 24. Nov. 1887. Allerdings sind die Deutschen eine wesentlich kriegerische Rasse. Und nicht mit Unrecht vielleicht hörte der Dichter Daudet im „Lohengrin" das Schmettern der Kriegsfanfaren heraus. Es schien ihm, als erhöbe sich die dräuende Riesengestalt des Germanen, als brause sein Schlachtruf herüber über den Rhein. Aber er greift doch nur zur Wehr, wenn es gilt, der Gattin teuere Gestalt, des blonden Kindleins zartes Haupt zu schützen. Und doch sollten die Feinde nicht allzu sehr auf unsere Langmut pochen. Denn der treue Eckehard wacht. Er hat seine Leute aus nächster Nähe kennen gelernt und weiß genau, was er von ihnen zu gewärtigen hat. Hat nicht erst vor ganz kurzer Zeit ein französischer Kriegsminister den von der „Times" selbst als wahnwitzig (insensate) bezeichneten Einfall gehabt, mitten im Frieden, gelegentlich einer geringfügigen Grenzstreitigkeit, 50000 Mann an die Grenze zu werfen, und zwar nur die Cadres, ohne Reserven, um sofort mit überlegener Macht in deutsches Land einbrechen zu können? Und weit entfernt davon, diese Thatsache möglichst zu verheimlichen, haben sich nach seinem Sturze die von ihm inspirierten Blätter nicht gescheut, sie als höchst patriotisch hinzustellen und den General als einen allezeit bereiten, schneidigen Degen zu preisen. Boulanger ja als militärische Kapazität ganz ungefährlich, er dient mit vollstem Recht das Beiwort eines Kunstreiters, dem ihn ein geistvoller Journalist so treffend gekenn-

zeichnet hat. Das hindert doch aber nicht, daß der Mann, solange er am Ruder war, eine beständige Kriegsgefahr für Deutschland bedeutete, ebenso wie einst Gambetta, wenn sich auch in den letzten Tagen seines Lebens sein furor gallicus bedeutend in Fett umgesetzt hatte. Die Verhältnisse liegen leider heute noch in Frankreich so, daß jeder Staatsmann mit der Revancheidee als einem entscheidenden Faktor rechnen muß. Dies dürfte wohl der einzige Punkt sein, in welchem alle Parteien einig sind. Von dem Augenblick an, wo es offenbar würde, daß er eine ernsthafte, dauernde Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich herbeizuführen bemüht sei, wäre es um seine politische Bedeutung geschehen. Ja, es ist neulich an leitender Stelle im „Figaro" ganz ernsthaft die Frage erörtert worden, ob man den Gruß eines selbst in hoher, offizieller Stellung befindlichen Deutschen an einem öffentlichen Orte, wie die Große Oper oder das Théâtre français, erwidern dürfe. Der Verfasser des Artikels behandelte die Angelegenheit ganz ruhig und sachgemäß. Er erklärte es als eine elementare Forderung des gesellschaftlichen Lebens, daß Frankreich die auf seinem Boden als Gäste weilenden Fremden mit Auszeichnung behandeln müsse; aber die bloße Möglichkeit, daß eine derartige Frage überhanpt auftauchen kann, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Alle gegenteiligen Erfahrungen einfacher Privatleute, die keine Gelegenheit haben, in den maßgebenden Kreisen zu verkehren, kommen hier gar nicht in Betracht. Der kleine Mann will nie den Krieg. Er kommt aber gar nicht in die Lage, seine Ansicht zur Geltung zu bringen. Darüber befinden überall nur die obern Zehntausend. Einen geradezu verhängnisvollen Einfluß übte nach dieser Richtung Thiers. Er zeigte Napoleon I. immer nur im verklärenden Lichte eines Kriegsgottes. Und die Forschung liegt für den Geschichtsforscher allerdings

nahe, die weltbeherrschende Stellung dieses Titanen im nationalen Sinne auszubeuten. Ja, er war seiner Zeit ein Kriegsblitz von vernichtender Wirkung. Aber Thiers hätte auch die Kehrseite des Medaillons zeigen sollen, die erbarmungslose, von unersättlichem Ehrgeiz erfüllte Tyrannennatur, welche die Völker zertrat wie der Fuß des Wanderers den Ameisenhaufen. Das that er nicht. Er betrachtete es als seine Aufgabe, die gebietende Stellung Frankreichs zu erhalten und den Strahlenschimmer der Gloire um sein geliebtes Vaterland leuchten zu lassen. Er war es, der die Tradition eines Heinrich IV und eines Richelieu weiter führen wollte. Für ihn bestand das Gleichgewicht Europas im Übergewicht Frankreichs. Frankreich sollte allein herrschen und als Schiedsrichter unseres Erdteils alle andern nationalen Streitpunkte ausgleichen. Darum gab es auch keinen erbittertern Gegner der Einheit Italiens als ihn. Und als erst der Kanonendonner von Sadowa der erstaunten Welt die Kunde von Preußens Größe brachte, da kannte die Wut des kurzsichtigen kleinen Mannes keine Grenzen. Als ob die Völker immer nur wie Schachfiguren an den Fäden der Diplomaten tanzten, als ob sie jedes Recht, auch das heiligste der Selbstbestimmung, verloren hätten. Ich weiß nicht, ob das fluchwürdige Wort der „Revanche für Sadowa" von ihm herstammt; aber wenn er auch nicht der Schöpfer desselben ist, so verdiente er es zu sein. Er ist vor allen andern moralisch verantwortlich für den Krieg von 1870. Seine leidenschaftlichen, maßlosen Angriffe auf die französische Regierung, weil sie die italienische Einheit begünstigt, die deutsche nicht gehindert, erhielten die Franzosen beständig in krankhaft gereizter Stimmung, und als endlich die Katastrophe losbrach, der gute Herr den Kopf aus der Schlinge und sprach große Wort: „Ich thu' nicht mit!"

Diese von ihm geschaffene Stimmung hat ihn über-

lebt. Der klare Blick unſers weitſchauenden Staatsmannes hat auch hier das Richtige getroffen. Ob mit, ob ohne Elſaß-Lothringen, Frankreich würde uns 1870 doch nie verzeihen. Dafür iſt Thiers' Schatten noch heute verantwortlich. Die ganze Erziehung in Frankreich iſt, wie die „Schleſiſche Zeitung" neulich aus der „Magdeburger Zeitung" zitierte, eine Revancheerziehung. In einem in faſt ſämtlichen Elementarſchulen Frankreichs eingeführten Geſchichtsbuche heißt es: „Die Geſchichte Frankreichs zeigt, daß in unſerm Lande die Söhne immer die Niederlagen ihrer Väter gerächt haben. Die Franzoſen aus der Zeit Karl's VII haben ihre Väter für Crécy, Poitiers und Azincourt gerächt. Die Franzoſen aus der Zeit der Revolution haben ihre Väter für die Niederlagen und Erniedrigungen gerächt, die dieſe in der Zeit Ludwig's XV erlitten hatten. An euch iſt es nun, ihr Kinder, die ihr heute in unſern Schulen erzogen werdet, euch kommt es zu, euere Väter zu rächen, die bei Sedan und Metz beſiegt wurden. Das iſt euere Pflicht, das die große Pflicht eures Lebens."

Auch in unſerm Buche befindet ſich unter dem Titel „Eine Mauer" eine Erzählung, welche ſich, die Revanche predigend, unmittelbar an die franzöſiſche Jugend wendet. Der Verfaſſer berichtet, daß er ſich vergangenes Jahr in Liny-la-Reine bei einem Freunde zum Beſuch aufhielt. In der Nähe des von ihm bewohnten Landhäuschens liegt ein altes, aus der Ritterzeit ſtammendes Schloß. Eines Abends nun ſtiehlt ſich der Autor aus dem Billardzimmer, um den künſtleriſchen Eindruck der romantiſchen, vom prachtvollſten Mondſchein erleuchteten Ruine auf ſich wirken zu laſſen. Die ganze ruhmreiche Vergangenheit ſteigt vor ihm empor. Er ſieht die Zugbrücke aufgezogen, kühn angegriffen und wacker verteidigt v Männern vornehmſter Abkunft. Im dichten Kampfwühl leuchtet die heilige Oriflamme, die Fähnlein flatt

hoch im Winde, zum furchtbaren Schlage hebt der Ritter das schwere, zweihändige Schwert. Das waren doch noch edle Gestalten, die um Großes und Kleines, einem Paar schöner Augen zu Liebe, um ein Ja oder ein Nein gewaltig aufeinander loshieben und stachen, und treu ergeben ihrem König und ihrer Dame ihr Leben ließen. Plötzlich sieht er im Dunkel der Nacht eine Schar Kinder sich nahen. Sie kommen zwei und zwei geführt von einem Greise, dessen Knopfloch eine Kriegsmedaille ziert. Einige Frauen und Männer aus der Umgegend folgen in gemessener Entfernung.

Der Alte war der Schulmeister des Dorfes. Er hatte den Feldzug mitgemacht und war wegen seiner tapfern Haltuug vor dem Feinde dekoriert worden. Sich vor sein kleines Auditorium hinstellend, fing er also an zu sprechen:

„Liebe Kinder! Alljährlich wallfahrten wir am heutigen Tage hierher, um einem unbekannten Helden des französischen Vaterlandes unsere Huldigung darzubringen. Die Geschichte ist euch ja bekannt. Pierre Mirouz war 12 Jahre alt, als die Preußen unser armes Land überfielen. Am 30. Auguſt 1870 kam ein Ulanenregiment in Liny-la-Reine an. Es bildete die Vorhut des feindlichen Heeres. Der Maire, Remy war sein Name, ließ ihn holen und beauftragte ihn, die zwei Meilen von hier, in Clanchefontaine, stehenden französischen Truppen von der Ankunft der Feinde zu benachrichtigen. Leider wurde ihre Unterhaltung von einem elenden alten Weibe an die Preußen verraten. Bald brachten sie ihn, aufs Pferd festgebunden, zurück, so heftigen Widerstand hatte er ihnen bei der Gefangen-
[illegible]hme geleistet! Männer hatten Angst vor einem Kinde!

„Es war 11 Uhr morgens. Vor den Regiments-
[illegible]mandeur geführt, weigerte sich Pierre, ihn mit den
[illegible]struktionen bekannt zu machen, welche ihm Herr Remy

erteilt hatte. Der Oberst wies ihn darauf hin, daß er bis zum Abend Zeit habe zum Überlegen, und daß er, wenn er sich dann noch nicht entschlossen hätte, zu reden, erschossen werden würde. Pierre antwortete, man könne ihn auf der Stelle töten, er werde kein Wort verraten.

„Punkt 10 Uhr abends wurde er hierher geführt, an diese Mauer gestellt und erschossen. Sie hatten es nicht gewagt, den Meuchelmord am hellerlichten Tage zu begehen.

„Heut haben wir nun den 10. August, es ist 10 Uhr abends, und an dieser Stelle ist Pierre für's Vaterland gestorben. Wir wollen den feierlichen Eid erneuern, den euere Brüder alle Jahre hier geleistet, und den wir schwören werden, solange bis die Stunde der Revanche schlägt."

Hierauf sprach der Schulmeister mit lauter Stimme folgende Worte vor:

„Pierre Mirouy, ich schwöre, wenn das Vaterland ruft, wie du für Frankreich zu sterben!"

Dann rief er jeden Schüler bei seinem Namen. Jedes Kind kam einzeln vor und sagte, die Hand an der Mauer ausstreckend: „Ich schwöre es!" Alle, alle, selbst die ganz kleinen, sechsjährigen schwuren.

Der Lehrer trat zuletzt vor, und auch er sagte, die Hand erhebend:

„Pierre Mirouy, ich schwöre, wenn das Vaterland ruft, wie du für Frankreich zu sterben!"

Plötzlich meldete sich eine Landfrau in tiefer Trauer. „Ich erfuhr später, daß sie seit acht Tagen Witwe war, und daß sie erst am Abend vorher die Nachricht erhalten hatte, daß ihr ältester Sohn in Tongking als Marinesoldat gefallen war."

„Warum haben Sie, Herr Lehrer nicht auch n Sohn gerufen, wie die übrigen."

Ein dreizehnjähriger großer Knabe war in der

allein stehen geblieben. Er weinte. Was hatte er verbrochen, daß man ihn öffentlich derartig beschimpfte? Er wußte keinen Grund.

Der doppelte Verlust, den die unglückliche Mutter in einer Woche erlitten, hatte den Lehrer abgehalten, ihn aufzurufen. Außerdem war er ja jetzt der älteste Sohn einer Witwe. Das war der Grund, weshalb der Lehrer ihn absichtlich übergangen hatte.

Da nahm die Frau ihren Sohn am Arm, führte ihn zur Mauer, streckte selbst die Hand aus, um ihn durch ihr Beispiel zu ermuntern, und sagte befehlend: „Schwöre!“

Und Claude Fauquier sagte mit lauter, klarer Stimme, einer Stimme, in die er seine ganze kleine Franzosenseele hineinlegte: „Ich schwöre es!“

„Ritter, gewappnet in Eisen, Helden vergangener Zeiten, Grafen und Barone, Herzöge und Fürsten glorreichen Andenkens, wacht auf aus euerm Todesschlummer und schaut.

„Seht hier die Kinder des französischen Volkes, wie sie schwören, zu sterben für's Vaterland, seht, wie sie wirklich sterben fürs Vaterland.“

Wir Deutschen lassen unsere Kinder nicht schwören, ein deutscher Lehrer wird den hohen Begriff des Vaterlandes nicht durch niedrige, kleinliche Revanchegedanken entstellen lassen. Ja, selbst wir Männer schwören nicht einmal. Wir kommen einfach; wir sind da, sobald das Vaterland uns ruft, auch aus den Urwäldern Amerikas und von den Küsten des afrikanischen Festlandes, um der Ehre teilhaftig zu werden, unser Blut hinzugeben fürs teuere Vaterland. Ein erhabenes Schauspiel bot nach dieser Seite hin die Reichstagssitzung vom 6. Fe-
ır 1888. Ohne Pomp, ohne Gepränge, in größter
lle vollzog sich hier eins der bedeutungsvollsten Er-
:ſe der modernen Geschichte. Es war die „levée

en masse“ der Deutſchen, aber im Frieden, ein Schauſpiel um ſo erhebender für den Vaterlandsfreund, als kein äußerer Zwang die Vertreter der Nation trieb, ihre Stimmen ſo abzugeben, wie ſie's gethan, ſondern die innerſte Überzeugung von der Feierlichkeit des Augenblicks. Die Fremden ſollten ſehen, daß die Deutſchen gelernt haben durch die Geſchichte, daß ſie eingedenk ſind des Wortes unſeres Dichters: „Seid einig, einig, einig!“ Mögen drum die Franzoſen ihren Kindern die Revanche predigen, mögen ſie ihre Schülerbataillone einexercieren: wir ſtellen unterdeſſen unſere Mannſchaften in Reih und Glied.

Die alte Wiege.

Herrn Alphonse Daudet gewidmet

von

Frantz Jourdain.

Der Verfasser der nachfolgenden anspruchslosen Skizze ist ein talentvoller pariser Architekt, nicht Schriftsteller von Beruf, aber doch begabt genug, um dann und wann Ereignisse des eigenen Lebens in poetisch-verklärter Form zu Papier zu bringen. So hat er eine Anzahl Novellen im „Figaro," in der „Illustration" und anderen Zeitschriften zum Abdruck gebracht und sie später gesammelt unter dem Titel: „Beaumignon" bei Jules Levy in Paris veröffentlicht. „Wenn Ihnen einige davon," schreibt er mir, „der Uebersetzung würdig erscheinen sollten, so verfügen Sie darüber nach Gutdünken." Indem ich nun von dieser Erlaubnis Gebrauch mache, habe ich zunächst über die äußere Ausstattung des Buches zu bemerken, daß es neben einer Anzahl allerliebster, den Text erläuternder Zeichnungen auch das Bildnis des Verfassers bringt. Dasselbe zeigt ein schönes, äußerst sympathisches Mannesantlitz von kraftvollem und dabei träumerischem Ausdruck. Halb Dichter, halb Soldat, so tritt er uns auf diesem Bilde entgegen, mit dem Gesicht jener glücklichen Menschen, die man liebt, noch bevor man sie persönlich kennen gelernt hat, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie gut und edel geartet sind. Und so zeigt er sich in seinem ganzen

pfinden und Denken. Kennzeichnend für ihn ist eine
lle seines letzten an mich gerichteten Schreibens, die
hiermit der Oeffentlichkeit überantworte, auf die Ge-
: hin, indiskret zu erscheinen. Wenn der deutschen

Presse die Pflicht obliegt, unsere Regierung in dem Kampfe gegen ausländische Anmaßung mit allen Mitteln zu unterstützen und die Ausschreitungen der fremden Hetzpresse mit Nachdruck zurückzuweisen, so thut es andrerseits von Herzen wohl und erfüllt mit freudiger Genugthuung, entgegengesetzte Kundgebungen zur allgemeinen Kenntnis unserer Landsleute bringen und nachweisen zu können, daß nicht alle Männer jenseit der Vogesen von blindem Haß gegen alles Deutsche erfüllt sind. In einem meiner früheren Briefe hatte ich Herrn Jourdain mein Bedauern ausgesprochen, daß Frankreich und Deutschland seit dem letzten Kriege durch einen tiefen, fast unüberschreitbar scheinenden Abgrund getrennt seien. Darauf giebt er mir folgende Antwort: „Kann wohl ein Abgrund brave Leute wie Sie und mich von einander scheiden? Und weshalb? Weil Sie ein Deutscher sind und ich ein Franzose bin? Bestehen denn nicht zwischen mir und Ihnen tausendmal mehr Berührungspunkte, tausendmal mehr geheimnisvolle und doch mächtige Sympathien, als zwischen mir und gar manchem meiner eigenen, für höhere Dinge unempfänglichen Landsleute? Es giebt Deutsche, die ich rückhaltlos bewundere, und andererseits wieder Franzosen, die mir im höchsten Grade widerwärtig sind. Legen Sie daher nicht allzu hohen Wert auf die in der französischen Presse sich breitmachenden, meist nur auf den Effekt berechneten Tiraden, und seien Sie überzeugt, daß uns eine höhere Auffassung der Dinge leitet. Erst neulich äußerte mir gegenüber Alphonse Daudet in seiner einfachen und doch so herzgewinnenden Art, als wir uns von der großartigen Rede des Herrn von Bismarck kurz vor dem Tode Ihres alten Kaisers unterhielten: „Mag man sagen, was man will, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen, einem solchen Manne muß man gut sein.“ Freilich lieben wir unser Vaterland; wir sind ihm gerade darum so innig zugethan,

weil es verwundet, krank, gedemütigt ist. Sobald es ruft, werden wir ihm folgen, wir werden unsere Pflicht thun, freudig und willig und ohne Zögern, aber wir empfinden keinen Haß gegen die Deutschen, welche ein bewunderungswürdiges Volk sind. Man müßte nicht den geringsten Anspruch auf Bildung haben, wollte man dem Vaterlande Beethoven's, Goethe's, Heine's, Bach's, Schopenhauer's und so vieler anderer, von denen jeder Einzelne der gesamten Menschheit zur höchsten Ziede gereicht, seine Anerkennung versagen."

Von tiefem, wahrem Gefühl eingegeben erscheint auch die von mir übersetzte Skizze. Aus jeder Zeile spricht der liebevolle Vater und der zärtliche Gatte. Nach des Verfassers Geständnis bildet sie ein Stück seines eigenen Lebens, und groß war seine Freude, als er hörte, daß ich die Absicht hätte, sie zu übertragen. „Ich bin entzückt," schreibt er, „daß meine „alte Wiege" Ihnen gefallen hat; sie ist eine meiner Lieblingsnovellen, und ich muß gestehen, so naiv es auch klingen mag, ich selbst lese sie nie ohne die tiefste Rührung." Die Skizze widerlegt eines jener landläufigen, durch nichts auszurottenden Vorurteile, von denen auch wir nicht frei sind, und zeigt, wie in keiner Weise auf Thatsachen beruhend die Fehler oft sind, welche die Nationen sich gegenseitig anzudichten pflegen. Gilt es bei uns Deutschen nicht als Thatsache, daß die Franzosen des Familiensinns entbehren? Ist bei uns die Vorstellung nicht eingewurzelt, es bestehe ein Familienleben in unserem Sinne gar nicht jenseits des Rheins? Und doch sollte uns das unermüdliche Thun und Schaffen der Franzosen, ihre Rührigkeit und Strebkeit auf allen Gebieten des industriellen, wirtschaftn und künstlerischen Lebens eines besseren belehren. che Fortschritte und Errungenschaften wären ohne die Grundlage eines geordneten, sittlichen Familienlebens nkbar. Mögen auch einzelne begüterte Familien ihre

Kinder in Pensionaten erziehen lassen, die große Masse der Bevölkerung ist schon durch die äußeren Verhältnisse gezwungen, so zu leben wie wir. Mann, Weib und Kind müssen nun schon einmal mit einander gehen und einander stützen in dem schweren Kampf ums Dasein; sie thun es, und sie thun es gern, da es ja für die meisten ihr einziges Glück ausmacht, auch für die Reichen und Vornehmen. Ehrenstellen und großes Vermögen schaffen keine innere Befriedigung, und auch der Höchstgestellte ist nur im Kreise der Seinen wahrhaft glücklich, auch er kennt keine reinere Freude, als ihre teuren Häupter zu umarmen. Aber leider sind die Völker gewöhnt, einander mit feststehenden Formeln abzufertigen, und da sie sich nicht durch den Augenschein von der Unrichtigkeit ihrer Ansichten überzeugen können, so bleiben sie ihren eingefleischten, durch langjährige Gewöhnung anerzogenen Vorurteilen treu. Die nachstehende Skizze darf daher nicht nur ein allgemeines künstlerisches Interesse beanspruchen; ich habe sie vornehmlich zu dem Zwecke übersetzt, um den Deutschen zu zeigen, mit welch' inniger Liebe auch der Franzose an seiner Familie hängt, und wie ungerecht wir sind, wenn wir ihm das Verständnis für die heiligsten Empfindungen des Menschenherzens absprechen. Die Novelette lautet wie folgt:

„Als ich neulich zum Essen nach Haus kam, stieß ich im Hausflur an die Wiege. Sie war aus unserer Wohnstube fortgeschafft worden, um dem großen Bett Platz zu machen, dem großen, einen Meter langen Bett. Herzblättchen hatte keinen Platz mehr darin. Seit vierzehn Tagen mußte die Mama fast jede Nacht aufstehen, um ein zu selbständig gewordenes Beinchen unter die Bettdecke zurückzubefördern, denn es zeigte sich bald re bald links auf dem ausgepolsterten Wiegenrande. Kleine hätte sich schließlich erkältet, und außerdem m sie auch schlecht liegen, sonst wäre sie nicht so unruhi-

wesen. Wir entschlossen uns also, ein Bett zu kaufen. Wir entdeckten eins, das ganz unserem Geschmack zusagte, im Louvre, ein eisernes Bettchen ohne jede goldene Verzierung — wir finden nämlich Gold an Möbeln abscheulich — mit einer guten Roßhaarmatratze und einer hübschen Damastdecke. Ich habe es probiert, es ist sehr weich, und lieb Töchterlein wird sich darin ganz behaglich fühlen.

Und darum haben sie heut morgen die Wiege hinausgetragen, um sie nach der Rumpelkammer zu schaffen. Der neue Ankömmling hat die altgewordene Hausgenossin verdrängt.

Es mag thöricht sein, ich weiß es, aber als ich mir die arme Wiege ansah, die so traurig, so gedemütigt, so einsam und verlassen in der Ecke stand, traten mir fast die Thränen in die Augen. Mechanisch legte ich die Hand auf sie, als wollte ich sie durch eine letzte Liebkosung trösten. Es ist eine harte Prüfung, die sie durchmachen muß, und nicht nur in der Politik liegt der tarpejische Felsen neben dem Kapitol; auch die Möbel kennen eine Zeit der Vergötterung und eine .... Rumpelkammer.

Da stand sie nun an die Wand gelehnt wie ein abgetakeltes, außer Dienst gestelltes Kriegsschiff; verschwunden waren Gardinen und Spitzen, verschwunden Gold- und Seidenstickerei. Sie war in Zeitungspapier eingewickelt, und durch die Ritze der nicht eng aneinander schließenden Bogen konnte man deutlich die Wunden erkennen, welche die Zeit ihrer metallenen, früher blendend weißen Hülle geschlagen. Ich kann es niemandem gestehen, [illegible] man würde mich auslachen, aber ich fühle, daß [illegible] diesen Eisenteilen auch ein Stück meines eigensten [illegible]ns nach der Dachkammer wandert, wohin jene ver[illegible]t werden sollen.

[illegible]och sehe ich sie vor mir an jenem Tage, wo sie

zu ersten Male in unserem Kreise erschien. Sie war für meine älteste Tochter bestimmt, das große Fräulein, das gerade in diesem Augenblick im Nebenzimmer Tonleitern übt und welches damals ungefähr so hoch war wie ein Spargelgebund mittlerer Größe. Welch' einen Triumph feierte dieselbe Wiege in ihrer schneeweißen Musselin- und Spitzenumhüllung! Sie kam sich zwar selbst noch nicht so recht heimisch vor in ihrer nagelneuen Bekleidung: der lange Faltenwurf ihrer bis zur Erde reichenden Gardinen hatte sogar etwas Ernstes, Feierliches, aber doch wog der heitere Eindruck vor; denn die große, rosafarbene, hoch oben wie eine Oriflamme erglänzende Schleife verkündete allen die frohe Botschaft.

Kaum war sie da, so wurde sie als zur Familie gehörig betrachtet, fast ebenso wie das holde, kleine Wesen, das in seinem Rüschenhäubchen und seinem zu weiten Nachtjäckchen darin ruhte. Ja, von diesem Tage an gehörte die Wiege zu uns, und es gab kein Fest im Hause, bei dem sie nicht eine bedeutsame Rolle spielte. Ein Schatten gleitet über fast alle anderen Erinnerungen meines Lebens; diese allein ist süß geblieben und rein und strahlend im Licht. Quälte mich ein Kummer, so gab mir dieses Bettlein Trost; hielt ein Glück Einkehr in meinem Hause, so habe ich es mit ihm geteilt.

Auch trübe Tage hat unsere Wiege gesehen; aber welcher Reisende gedenkt noch der Strapazen des Weges, wenn er wieder zu Haus ist und im weichen Lehnstuhl hingestreckt am warmen Kamin sitzt? Jetzt, wo ich im sicheren Hafen angelangt bin, macht es mir Vergnügen, die Erinnerung an die bitteren Stunden der Vergangenheit wieder wachzurufen.

Und da fällt mir gleich die erste Trennung
Brr! . . . war das ein häßlicher Augenblick! G
Frankreich hallte wieder vom Feldgeschrei. „Das Ga
sammeln!“ so lautete das Signal, wie es auf a

Maueranschlägen zu lesen war. Acht lange Tage, — eine Ewigkeit! — sollte das Manöver dauern, in der Ebene der Normandie, am Ende der Welt!

In einem dunkeln Alkoven, zwischen einer Ballrobe, welche meine Frau, und sie nicht zu sehr einstauben zu lassen, gewendet hatte, um einem längst vergessenen Plane von Paris hing friedlich und nichts ahnend mein Säbel. Ich riß ihn von der Wand, schraubte meine Sporen an, schnallte das Koppel unter meinem Dolman fest und trat in's Wohnzimmer, um meiner Tochter Lebewohl zu sagen.

Infolge meiner eiligen Abreise lag hier alles drunter und drüber, und um unser Herzblättchen nicht aufzuwecken, brannte nur das matte Licht einer Nachtlampe. Die kleine Puppe schlief, auf ihren Wangen ruhte der rosige Hauch der Bettwärme, ihr Köpfchen lag halb vergraben in den Kissen, ihre Beinchen hatte sie dicht an den Körper herangezogen. Zu kleinen blonden Locken kräuselte sich ihr Haar im Nacken; ihr Mund war halb geöffnet, ihre Atemzüge waren regelmäßig und ruhig. Ich schob die Gardinen bei Seite und versenkte mich in die Betrachtung dieses süßen Geschöpfes, das in unserer aller Herzen schon einen so bedeutenden Platz einnahm. In diesem Augenblicke würde ich gern zwanzig Jahre meines Lebens darum gegeben haben, wenn ich bei dieser Wiege hätte bleiben dürfen. Es schien mir, als fordere man ein unmögliches, barbarisches Opfer von mir. Ich that mir selbst leid; ich war vor Schmerz ganz von Sinnen. Meine Mutter und meine Frau standen in einer Ecke des Zimmers und weinten. Wäre ich gegen den Schah von Persien ins Feld gezogen, so hätten wir nicht trüber gestimmt sein können. An jenem Tage ahnten wir alle bestimmt, es sei aus mit unserem Kind!

Ach, wie aufrichtig und tief war damals unsere

Trauer, und wie herzlich haben wir später darüber gelacht! Aber auch Tage ernsthaften Kummers hat die Wiege mit uns erlebt, denn leider wurden unsere Kleinen gar oft von schwerer Krankheit heimgesucht.

Fahle Bläße bedeckt des Kindes Antlitz, die tiefliegenden Augen sind blau umrändert, der Mund ist eingekniffen, die Stirn ernst. Es hat sich dem Schatten zugewendet. Schläft es? Niemand weiß es. Es rührt sich nicht, aber dann und wann stößt es einen leisen Klagelaut aus. Stundenlang stehen meine Frau und ich an seinem Bettchen, angstvoll jede Bewegung der Hand, jedes Zucken der Augenwimpern bewachend. Unsere Blicke weichen einander aus, denn mag das Wort immerhin die Wahrheit zu verhüllen imstande sein, unsere geröteten Augen würden die innere Angst verraten, die wir uns gegenseitig verbergen wollen. Die tiefe Stille der bei einem Kranken zur Ewigkeit sich ausdehnenden Nacht wird nur durch das einförmige Ticktack der Uhr oder das ferne Rollen einer verspäteten Droschke unterbrochen. Ach, wie lange dauert es doch, bis die Morgenröte erscheint! Und was wird uns der nächste Tag bringen? Besserung, Heilung oder? . . . . Es giebt Worte, die für einen Vater gar nicht vorhanden sind, die er nicht über den Mund bringt.

Herzblättchen ruht noch immer unbeweglich, aber sie klagt nicht mehr. Die Haut ist weniger trocken, der Atem nicht mehr so kurz. Soeben noch riß sich ihre kleine Hand mit heftigem Ruck von der meinen los; diesmal läßt sie sie darin ruhen, sie schläft. Das graue Licht des Dezembermorgens dringt durch die Gardinen ins Zimmer. Die Thür wird leise, mit äußerster Vorsicht geöffnet; Großmutter ist's, die auch nicht geschlafen hat und sich nach der Kranken erkundigen kommt. Alles geht auf den Fußspitzen, die Worte werden nur im flüsternden Ton gesprochen. Dabei beschränken wir

auf das allernotwendigste und verständigen uns, wenn's geht, durch Handbewegungen. Wir schauen nach der Uhr; es ist acht, und der Arzt kommt erst um zehn! Zwei martervolle Stunden, die uns zu Jahren werden! Endlich ist er da, er kommt vor der versprochenen Zeit.

„Nun, wie war die Nacht?"

„Ach, Herr Doktor, nicht besonders."

„Sie sind recht unvernünftig, verlangen, wie immer, das Unmögliche. Was würden Sie erst sagen wenn die Kleine ernstlich krank würde? Bitte, schieben Sie die Gardinen beiseite, ich will mal sehen, was sie macht."

Da auf einmal bewegt sich die Wiege, das Töchterchen ist munter. Sie schaut um sich, das Auge ist noch matt, der Blick noch unsicher, aber die düstere Falte zwischen den Augenbrauen, die dem teuren Kindesantlitz einen so schmerzlich leidenden Zug aufprägte, ist nicht mehr da. Sie hat die Mutter gesehen. „Mama!" tönt's aus ihrem Munde. Ach, dieses Wort, das seit fünf langen Tagen nicht mehr von ihren Lippen kam, wie hell erklingt sein Laut dem Ohr, wie dringt sein Ton so tief ins Herz! Nun ist sie gerettet, unsere Angst war, Gott sei Dank, unbegründet. Ich laufe zum Spielwarenhändler, um einen Hanswurst zu kaufen.

Wie sehr wirst Du mir fehlen, Du holde kleine Wiege, in der einst meine drei Kinder geruht, denn mit Dir ziehen hinauf ins fünfte Stockwerk sieben Jahre eines glücklichen Daseins. Wie sehnt sich mein Herz nach Dir, denn da Du von mir gehst, mahnst Du mich daran, daß die Kleinen groß werden, daß die süßen Herzblättchen herangewachsen sind. Erwachsen sind sie schon, die holden Kleinen. Ach! drängt nicht gar zu [illegible]tig vorwärts und laßt Euch noch wie einstens die [illegible]ldchen am warmen Ofen von mir ausziehen. Habt [illegible] denn schon vergessen, wie urvergnügt wir da manch[illegible] [illegible]aren? Jeder von Euch wollte von mir zuerst

entkleidet werden. Um keine Eifersucht zu wecken, zog ich erst Dir einen Aermel und dann Dir einen, diesem einen Strumpf und jenem einen Strumpf aus. Waret Ihr aber erst in Euren langen Nachthemden, dann schlossen wir die Sitzung mit einem rasenden Ritt auf meinen Knien.

Und jetzt? Vorüber ist's mit dem Glück jener harmlosen Freuden! Eure große Betten, auf die Ihr so stolz seid, legen mir eine kühle Zurückhaltung auf; es heißt nicht mehr „Papa", der „Vater" tritt in seine Rechte. Nicht getraut sich mein Mund mehr, Euch „Titi", „Mimi", „mein Herzchen" zu rufen, Ihr habt von jetzt ab Namen, wirkliche, richtige Namen, und nicht mehr ist's mir vergönnt, Eure rosigen Füßchen zu küssen.

„Passagiere, einsteigen zur Reise ins Leben!" Wahrhaftig, ist das heute ein abscheulicher Tag! Nie hätte ich geglaubt, daß mein Herz so schmerzlich berührt werden könnte, weil ein Möbelstück mehr oder weniger im Zimmer ist. Aber es schadet nichts; wenn ich nur weiß, daß mich Niemand sieht, suche ich die alte Wiege in ihrem traurigen Versteck auf, sie soll wenigstens sehen, daß ich nicht undankbar bin.

O ihr neugeborenen Kinder, einen Tag nur alt, des Himmels Segen über euch, ihr Engel, die ihr uns so hoch beglückt, wenn ihr im sanften Schlummer vor uns ruht, die Hoffnung unserer Zukunft!"

Ein Pariſer Nachtbild

von

Franz Jourdain.

Der Verfasser der nachfolgenden Studie aus dem modernen Pariser Leben, Franz Jourdain, steht ganz und ungeteilt auf dem Standtpunkt der Naturalisten, „die er rückhaltslos bewundert“ (que j'admire sans réserve), wie er sich in einem an den Uebersetzer gerichteten Schreiben ausdrückt. Sein Beruf gestattet ihm leider nicht, wie es weiter in dem erwähnten liebenswürdigen Briefe heißt, seine ganze Zeit der litterarischen Thätigkeit zu widmen, aber „die Druckerschwärze hat einen unwiderstehlichen Reiz für ihn, und er stiehlt sich den Schlaf ab, um sich in den Morgenstunden seiner Lieblingsbeschäftigung hingeben und so wenigstens eine Novelle im Laufe des Vierteljahrs schreiben zu können.“ Er wird uns verzeihen, wenn wir dieses, einem vertraulichen Privatschreiben anvertraute Geheimnis an das Licht der Öffentlichkeit ziehen. In der vorliegenden kleinen Erzählung, welche eigentlich dem Titel führt: „Pianiste pour soirée“, und zuerst im „Figaro“ erschien, später in eine Novellensammlung des Verfassers aufgenommen wurde,*) hat er sich schon selbst verraten. Sie schildert ein verfehltes Künstlerdasein, und man kann zwischen den Zeilen lesen, daß dieses leidenschaftliche Sehnen des Helden nach dem Ideal, nach der von ihm angebeteten

*) Sie findet sich wieder in dem neuesten Werke Jourdain's: côte, Paris, Librairie moderne 1889.

Kunst der eigenen Seele des Dichters entstammt. Sie lautet in der Nachbildung wie folgt:

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um zwei Uhr ist der Ball im vollsten Gange. Die Tänzer haben zunächst den Empfangssalon und das Wohnzimmer in Besitz genommen; sie drehen sich steif und ceremoniös in dem Raume, welchen die auf den Sofas und den vergoldeten Stühlen dicht zusammengedrängten Damen freilassen. Dann hat man nach und nach auch das Arbeitszimmer des Hausherrn und schließlich noch den Speisesaal mit Beschlag belegt. Die Kartenspieler haben sich in irgend ein Schlafzimmer geflüchtet. Einige Pärchen walzen jetzt sogar im Vorzimmer. Der Rhythmus ihrer Bewegungen ist rein mechanisch. Fanatiker des Tanzens, folgen sie einer eingebildeten Melodie. Denn von Musik ist nichts mehr zu hören, und nur dann wird sie vernehmbar, wenn die schrillen Töne des Pistons, gleichsam aus einer fernen Höhle hervordringend, durch die Zimmer hallen.

In der Gasbeleuchtung erglänzt der vom Tanz aufgewirbelte, dünne Staub wie goldiger Wasserdampf, in welchem die Tänzer dahinfliegen, im ansteckenden Taumel der Lust die korrekt gelangweilte Haltung vergessend, welche die feine Sitte Leuten von gutem Ton zur Pflicht macht. Junge Männer, deren Lippen noch von jenem zarten Flaum der Kindheit beschattet sind, den man mit siebzehn Jahren als Bart bezeichnet, mit schweißtriefenden Gesichtern, glühenden Wangen, durchnäßten, lappig gewordenen Halskragen, mit zerknitterten, fleckigen Handschuhen, stürzen sich, wild gewordenen Pferden gleich, mitten in's Getümmel hinein. Von allen Seiten gedrängt und gestoßen, brechen sie sich rücksichtslos Bahn, und treten Allen, die ihnen in den Weg kom auf die Füße, aber — sie tanzen, tanzen strahlen Antlitzes, mit einem Ausdruck schwärmerischer Verzück

im Auge. Andere Tänzer, schon älteren Jahrgängen angehörig, lassen sich nicht so gehen. Ihre Haltung ist formeller, in ihrer Wirkung auf die zuschauenden Mütter berechnet. Ihre Bewegungen sind abgezirkelt, dabei möglichst elegant. Sie messen ihr Bild mit prüfendem Blick in den Spiegeln, an denen sie vorüberkommen, machen öfter Kunstpausen, wischen sich mit großer Vorsicht den Schweiß von der Stirn, um nicht die kunstvolle Ordnung ihres spärlichen Haarwuchses zu stören, und ergehen sich in den alltäglichsten Redensarten, sie mit affektiert lautem Lachen begleitend.

Die Frauen tanzen, scherzen oder koquettieren, je nachdem es ihre Jahre mit sich bringen. Ihre Toiletten bilden ein blendendes, buntschillerndes Durcheinander von Seide, Atlas, Samt, Spitzen, Mousseline oder Tüll, in welchem sich die grellsten Farbenkontraste durch die matten Töne des Fleisches zu einem harmonischen Totaleindruck vereinen. Ohne ein bestimmtes Empfinden davon zu haben, sind sie überreizt durch den Gedanken, daß die Blicke der Männerwelt sie begehrlich verfolgen. Voll Wonne führen sie das vergängliche Scepter der Schönheit und Anmut. Bezaubert durch die Wunder des Ballsaals scheinen sie alle glückselig. Ihre Augen funkeln, ihre Wangen glühen, ihre Lippen öffnen sich in sinnlicher Lust. Sie schweben dahin, eingewiegt in einen schönen Traum durch die schwindelnde Bewegung des Tanzes, durch die von ihren Anbetern dargebrachten Huldigungen und durch jenen blendenden Glanz, jene theatralische Pracht, welche den geselligen Zusammenkünften der vornehmen Welt ihr eigentümliches Gepräge verleihen.

Laurédant, in einem Wintergarten, mitten unter eibhauspflanzen sitzend, spielt Quadrillen, Walzer, lkas, Mazurkas, und sieht dem Balle zu, der einen hrhaft entzückenden Anblick gewährt. Der von den on- und Armleuchtern sich ergießende Lichtstrom ver-

breitet einen feenhaften Glanz. Tausende von Flammen funkeln wieder in den Spiegeln ringsumher. In der Fülle des Lichts erstrahlt der goldene Zierrat der Zimmer, die dunkelroten Tapeten entzünden sich in magischem Feuer, das Fest herrlich verklärend. Alles ist Leben, Bewegung, Lust und überströmende Lebenskraft.

Wie in einem Kaleidoskop schweben in einander verschlungene Paare vor ihm auf und nieder; jedoch sind vom Flügel aus nur ihre Köpfe sichtbar. Manch' anmutsvoll geneigten Nacken sieht er so vorbeifliegen, feingeschnittene Profile, in der Luft flatternde Löckchen. Blondinen mit goldig leuchtenden Frisuren, Damen mit grellrotem Haar, Brünette, deren schwere, dunkle Haartour helmartig auf dem Haupte lastet, schaut sein geblendetes Auge, auch Diamanten, bei der raschen Bewegung dünnen Pfeilspitzen gleich vorbeizuckend, und bunte Bänder, hochflatternd im Wind. Rechts und links sieht er aus dem schneeigen Weiß der batistenen Unterkleider Füßchen hervortauchen, an deren Knöcheln die seidenen Strümpfe sichtbar sind, allerliebste, edelgeformte, aristokratische Kinderschuhe mit hohen Absätzen, kaum den Fußboden berührend und sich anmutsvoll wiegend, wie die Möwe auf dem Kamm der Meereswoge.

Und während sein Auge auf dieser bunten, in allen Farben schillernden, vor Luxus strotzenden, vergnügten Menschenschar ruht, während seine Hand mechanisch abgedroschene Tanzstücke spielt, Melodien, deren er schon monatelang überdrüssig ist, giebt sich Laurédant seinen Träumereien hin. Sein geistiges Auge dringt durch die Wände, durchwandert die Nacht, überfliegt den R[illegible] und haftet starr immer wieder auf demselben Punkte, hangend an ihm mit der Zähigkeit eines Hypnotisie

Es ist das eine kleine Wohnung in Batignolles, vierten Stock der Rue Nollet gelegen. Um diese [illegible] ist das Gas erloschen, die Fenster zeigen kein [illegible]

mehr, das Haus ist in Finsternis gehüllt, Alles hat sich zur Ruh begeben. Im Schlafzimmer scheint eine Frau zu schlummern, eingewickelt in die Decken eines breiten Mahagonibetts, das er bei einem Wiederverkäufer erstanden.

Ein schwaches Koaksfeuer glimmt im Kamin. Auf dem Tische brennt die Nachtlampe. Sie steht in einem Porzellanbehälter, auf welchem eine Tasse Thee warmgestellt ist. Eine dumpfe, drückende Luft lastet schwer auf der Brust, als wäre sie schon lange nicht mehr von außen her erneuert. Ein fader, von Medizin und Umschlägen erzeugter Geruch herrscht in den Räumen, wo Alles in größter Unordnung umherliegt. Laurédant ist doch erst so spät nach Haus gekommen; er hat gerade noch Zeit gehabt, zu speisen, sich anzuziehen und fortzugehen; es war rein unmöglich, das Zimmer aufzuräumen.

An einer Tischecke sitzend, kann er inmitten der Arzneiflaschen nur eine Kleinigkeit zu sich nehmen, etwas Schinken und Schweizerkäse, die er kurz vor'm Heraufkommen gekauft; auch ein Glas Wein trinkt er und eine von ihm eigenhändig zubereitete Tasse Kaffee, um seiner Schläfrigkeit Herr zu werden; denn er ist im Laufe der Woche bei vier Soiréen thätig gewesen, und gegen 2 oder 3 Uhr des Morgens schließen sich unwillkürlich seine matten Augenlieder. Dann muß er sich doch auch ein wenig seiner kranken Frau widmen.

Arme Martha! Gerade heute Abend ist das Fieber besonders heftig! Wie schön wäre es gewesen, hätte er bei ihr bleiben, das Zimmer in Ordnung bringen, mit ihr plaudern können! Wie gern hätte er ihr auch einige Stellen aus ihren Lieblingsdichtern vorgelesen oder ihr etwas von Beethoven, Brahms, Mendelssohn, Chopin oder Schumann vorgespielt, diesen Meistern der Töne, welche die Schmerzen fortzaubern! Aber es geht nicht;

er muß ums liebe Brot arbeiten, er muß Geld verdienen, um den Arzt und den Apotheker bezahlen zu können. Auch die Pension für ihr Töchterchen, die kleine Renée, muß, wenn der Monat vorüber ist, entrichtet werden. Mit blutendem Herzen haben sich die Eltern von dem geliebten Kinde getrennt, da die Mutter außer Stande war, ihm die Brust zu reichen.

Er macht sich rasch an seine Toilette. Man erwartet ihn um 10 Uhr in der Rue de Grenelle bei einem Rechtsanwalt, der heute einen Ball giebt, und er muß sich beeilen, wenn er nicht zu spät kommen will. Nach einer Viertelstunde ist er fertig angekleidet; das Oberhemd mit dem hervortretenden Brusteinsatz, die weiße Kravatte, die tief ausgeschnittene Weste, der schwarze Frack, die Lackstiefeletten, alles ist vertreten. Er hat seine Livrée angelegt, jene Feiertagslivrée, die ihn an seine glänzenden Erfolge auf dem Konservatorium, an seine geschwundenen Ideale, an seine ersten Demütigungen erinnert. Kunst nnd Ruhm, Glück und Erfolge, Alles ist im Wind verflogen, zermalmt durch den blinden, unerbittlichen Schritt des Schicksals.

„Schneller, schneller!“ ruft ihm ein vorüberfliegender Tänzer zu.

Aus seiner Träumerei durch diesen plötzlichen Zuruf gerissen, beschleunigt der Flügelspieler das Tempo.

„Den letzten Teil noch einmal,“ sagt er zu dem Pistonbläser, einem zum Schlagfluß neigenden Dickbauch, der früher Regiments-Musikus war. Sein Haar ist weiß, sein kurz geschnittener Schnurrbart borstig, seine Backen sind durch die Anstrengung des Blasens ballonartig angeschwellt. „Sie können nach dieser Quadrille einen Augenblick pausieren, ich werde den nächsten Walzer allein spielen!“

Der Walzer ist nämlich von ihm. Da er bis jetzt keinen Verleger gefunden, wünscht er sich wenigstens

einmal von der Wirkung zu überzeugen, die er auf das Publikum hervorbringt. Es ist das ein Einfall, der ihm so ganz plötzlich gekommen ist. Im Tone der Schubert'schen Divertissements à la Hongroise gehalten, ist dieses Jugendwerk eine Komposition von ganz einziger Originalität, voll Poesie und Leben, Leidenschaft und Schmerz atmend, ein ergreifendes, die Tiefen der Seele erschütterndes Gedicht, dessen lockender Schmelz, dessen kühne Tonführung sich bis zur Erhabenheit einer Orchester-Symphonie erhebt.

Nervös aufgeregt durch die mannigfachen Parfüms, die den Toiletten der Damen entströmen, berauscht durch den betäubenden Duft der Blumen, schlägt der Künstler die ersten Tacte mit meisterhafter Virtuosität an. Zwar blutet ihm das Herz beim Gedanken an sein, zu Haus einsam duldendes, teures Weib, ein Schmerz, der durch den Kontrast seiner Glück und Lust kündenden Umgebung noch gesteigert wird, aber seine Phantasie entreißt ihn gar bald der traurigen Gegenwart. Auf ihren Flügeln eilt sein Geist der Vergangenheit zu, jenen Tagen, die, einst so hoffnungsreich und glückverheißend, einen so schmerzvollen Ausgang haben sollten.

Es war an einem glühendheißen Augusttage, als die jährliche Prämienverteilung auf dem Konservatorium stattfand. Laurédant erhält den ersten Preis für ausgezeichnete Leistungen im Flügelspiel, ebenso für seine vorzüglichen Kenntnisse in der Theorie der Musik; endlich erringt Laurédant auch den ersten Preis, der für die beste Komposition, für die hervorragendste künstlerische Leistung ausgesetzt ist. Überall und immer hört man seinen Namen: Laurédant! Bravos ertönen auf allen Seiten, es regnet Glückwünsche nnd Ovationen, eine reine Apotheose! — Und dann? .... Dann, kam der Kampf ums Dasein, ein kleinlicher, erbärmlicher, demütigender, schmerzensreicher Kampf.

Er wird von den Verlegern kühl abgewiesen, sie finden seine Kompositionen zu fremdartig, zu kühn, kein Kapellmeister will sie spielen, die Theaterdirektoren weisen ihm schnöde die Thür. Seine Kollegen verhöhnen und verspotten ihn, seine Freunde verhalten sich gleichgiltig, Musiker von Ruf teilnahmslos und ablehnend. Die mächtige Schule, welche die augenblickliche Strömung vertritt, sieht alles zu ihren Füßen, und verfolgt mit erbittertem Haß jede mit der Schablone brechende Neuerung.

Um leben zu können, muß er Tagelöhnerarbeit verrichten, Mignon und die Dragons de Villars zu Klavierstücken einrichten, einen Melodienstrauß aus der Stummen und Norma, eine Quadrille aus Don Juan und Carmen zusammenstellen, Transskriptionen der schönsten Lieder anfertigen, den Kindern das „Lied von der Kapelle“ einüben. Die Not zwingt ihn, die Götter, die er anbetet, von ihrem Throne zu reißen, sein Talent in den Staub zu ziehen, sich mit einer Kunstrichtung, die er verabscheut, zu befreunden und seine Schaffenskraft zu verkaufen. Um seine Stunden nicht zu verlieren, darf er von Auber nur mit Begeisterung sprechen und sieht sich gezwungen, in die nichtssagenden, spöttischen Bemerkungen der Andern mit einzustimmen, wenn die Namen eines Berlioz und eines Wagner auch nur genannt werden. Giebt's einen Ausdruck für solches Elend?

In den düsteren, grauen Nebel dieses Daseins fällt jedoch ein Lichtblick. Auf seinem Lebenspfade ist ihm eine junge Erzieherin begegnet, arm und einsam wie er. Sie unterrichten Beide denselben Schüler und finden so Gelegenheit, einander kennen zu lernen. Die Liebe Einzug in ihr Herz, eine gegenseitige Aussprache erf. sie verheiraten sich. Zwei Jahre lang finden sie ihrer Liebe ihr ganzes Glück. Sie betet ihren Ga an, sie glaubt an sein Genie, sie findet seinen Wide-

in ihrer eignen Bruſt und belebt es zur Hoffnung und zu froher Schaffensluſt. Und ihn trägt ſeine Liebe himmelaufjauchzend zu den Sternen empor, ſie giebt ihm die verlorene Begeiſterung wieder, und erfüllt ſein ganzes Sein. Den Tag über denkt er nur an ſein trautes Heim auf der Rue de Batignolles und an den Augenblick, wo er mit ſeiner Kunſt und ſeinem Weibe, das er über Alles liebt, allein ſein wird. Aber ſeit der Geburt der kleinen Renée iſt ihr häusliches Glück vernichtet. Unaufhörlich klopft die Krankheit an ihre Thür und wirft Martha wochenlang aufs Schmerzenslager. Ihr friſcher Lebensmut iſt gebrochen, ſie leidet an Blutarmut und ſiecht dahin.

Seit acht Tagen iſt ſie unterleibskrank. Der Arzt fürchtet eine Bauchfellentzündung. Sie fühlte ſich recht krank, als er fortging. Geliebtes Weib! . . . Gott, Gott, was gäbe er nicht darum, wenn er bei ihr ſein könnte!

Er ſchlägt die letzten Accorde an. Die Tänzer geleiten ihre Damen auf die Plätze. Angſtvoll ruht ſein Blick auf ihren gleichgiltigen Geſichtern. Sein forſchendes Auge prüft die vorübergehenden Paare, aber bei keinem einzigen vermag er auch nur eine Handbewegung, ein Zeichen, eine Gefühlsäußerung zu erhaſchen, aus denen hervorginge, daß ſein Walzer überhaupt nur beachtet worden iſt. Sie plaudern, ſie lachen, aber Niemand ſcheint von ſeiner Muſik eine Ahnung zu haben. Nur die Tochter des Hauſes eilt mit lebhaft geröteten Wangen, bei der raſchen Bewegung ihre jugendliche, noch unentwickelte Schönheit zu ihrem vollen Glanze altend, ganz außer Atem auf ihn zu.

„Aber Herr Laurédant,“ ſagt ſie mit der ſchmollenden Miene eines verzogenen Kindes, „der Walzer, den uns da geſpielt haben, war ja ganz abſcheulich!“

„War rein unmöglich zu tanzen,“ fällt ein älterer

Herr bestätigend ein, indem er sich mit seinem Chapeau claque Kühlung zufächelt.

„Machen Sie ihn doch nicht gar zu schlecht," bemerkt ein anderer Tänzer, „es ist vielleicht Zukunftsmusik."

Die kleine Gruppe bricht in lautes Lachen aus. Ein Trauerschleier hat sich über das Antlitz des Komponisten gebreitet. In größter Verlegenheit steht er auf und stammelt einige unverständliche Worte.

„Das thut nichts," sagt das junge Mädchen schnell. Ihr feinfühlendes Herz ahnt eine Wunde, die sie gern durch eine recht freundliche Antwort heilen möchte, „aber nicht wahr, das nächste Mal wählen Sie etwas von Lecocq oder Audran?"

„Das ist so poetisch!" haucht ein blasser Jüngling mit Überzeugungstreue hervor. „Sehen Sie, die Mascotte, das nenne ich eine reizende französische Musik; denn die Dummköpfe mögen sagen, was sie wollen ....."

„Um wie viel Uhr soll der Kotillon beginnen, gnädiges Fräulein?" unterbricht ihn Laurédant, welcher fühlt, daß ihm die Geduld ausgeht.

„Wir haben ja noch lange Zeit. Es ist kaum vier Uhr. Ich werde es Ihnen sagen lassen."

Und den Arm eines jugendlichen Tänzers nehmend, rauscht das liebreizende Geschöpfchen von dannen, eine dichte Schar befrackter Gestalten in seinen Zauberkreis bannend.

„Und dabei hoffte ich heut bestimmt um fünf Uhr zu Haus zu sein," spricht der Künstler leise vor sich hin, setzt sich dann nieder und paukt von Neuem drauflos. „Wie unglücklich wird meine Frau sein, wenn sie so lange warten muß!"

Der Kotillon dauert bis sechs Uhr. Als der Künstl aufsteht, ist sein Kopf wüst und leer, die Augen brenne ihm, seine Finger sind wie vom Krampf gekrümm Sein Geist ist von Unruhe gequält, er kann kein Gli

mehr rühren, und doch erheben sich von allen Seiten stürmische Rufe des Unwillens.

„Noch einen Walzer! den letzten!“ tönt es aus dem Munde der Tanzlustigen.

Mit lächelnder Miene muß er sich wieder an den Flügel setzen. Nach dem Walzer kommt eine Farandole, ein provençalischer Rundtanz, an die Reihe, zuletzt eine Quadrille. Jetzt endlich darf er gehen, da selbst die letzten Tänzer um Gnade bitten.

Mit den schweren Musikheften unter dem Arm macht er sich auf den Heimweg. Es weht ein eisiger Wind, und seine schneidende Kälte wirkt um so unangenehmer, als sich Laurédant kurz vorher in einer erstickend heißen Atmosphäre befunden. Von Frost geschüttelt, am ganzen Körper zitternd, gelangt er zu Fuß auf die Rue Nollet.

Er öffnet leise die Thür und geht auf den Fußspitzen zum Bett hin. Schon dringt die blasse Morgenröte ins Zimmer, das Nachtlicht ist dem Erlöschen nahe, alles erscheint in aschfarbiger Beleuchtung. Martha hat einen gesunden, ruhigen Schlaf, sie fiebert nicht mehr, ihre Hände sind feucht, ihr Atem ist regelmäßig.

„Welch' traurige Nacht!“ seufzt der Künstler. Und seiner Nervenabspannung unterliegend, bricht er in Thränen aus und weint still vor sich hin, ohne daß sich sein nasses Aug' von dem bleichen Antlitz seiner Frau abwendet.

Die Uhr schlägt halb.

„Schon halb acht. Ich darf meine Stunde in Asnières nicht versäumen. Du lieber Gott, das wäre eine schöne Geschichte!“

Mit äußerster Vorsicht wechselt Laurédant seine Kleider, um den Schlaf der Kranken nicht zu stören. Dann benetzt er sein Gesicht mit frischem Wasser, zieht

seine Alltagskleider an, trinkt hastig einen Schluck Wein, ißt eine Kleinigkeit, die vom Abend vorher übrig geblieben, und verläßt das Zimmer, nachdem er die teure Gestalt der Ruhenden noch mit einem langen, zärtlichen Blick umfaßt.

Der Galeerensträfling beginnt sein Tagewerk.

Eine französische Dorfidylle.

Von

Thiébault Sisson.

Es ist Mitternacht. Leise läutet die Glocke des Dörfleins Saint-Paul im Bresser Lande und ruft die Gläubigen zur Messe; im Mittelraum der Kirche beten die frommen Leute voll Andacht.

Da wird die Stille der heiligen Handlung plötzlich durch ein von jugendlich frischen Stimmen gesungenes Weihnachtslied unterbrochen. Der tiefe Baß der Männer und die zitternden Stimmen der alten Frauen begleiten es in gedämpften Tönen:

„Wer will vernehmen die Botschaft, von den Engeln gebracht, die allerbeste, die allerschönste, die man uns je verkündet? In einer armseligen Scheune, die weder Mauern noch Wände hat, wird, o Wunder über Wunder, geboren der König der Könige."

Und in dieser kindlichen Poesie, getragen von tiefem Glauben und wahrer Empfindung, machte die Legende von der Geburt Christi mit ihren dem Alltagsleben entnommenen Einzelheiten einen so ergreifenden Eindruck, daß diese ungekünstelten Naturen bald gerührt aufrichtige Thränen des Mitleids vergossen, namentlich bei der Stelle, wo das Elend des göttlichen Kindes geschildert wurde, das, auf ärmlichem Stroh liegend, vor Kälte zitterte.

In diesem Augenblicke hört man im Schiff der Kirche lautes Schluchzen, einen verzweifelten Schmerzensruf, der unter den hohen Wölbungen einen schmerzlichen

Widerhall findet. Alles wendet sich um: ein junges, fünfzehnjähriges Mädchen weint. „Das hat nichts zu bedeuten," sagt ein altes Weib, „es ist die Liaudaine!" Ein langer Bursch hebt das Kind in die Höhe und trägt es hinaus auf den Platz vor der Kirche. Es wird wieder still, und andachtsvoll singen die Gläubigen weiter.

Claudine, oder wie man dort zu Lande sagt, die Liaudaine, war die Tochter einer Bettlerin, welche mitleidige Leute an einem kalten Winterabende verhungert, dem Tode nahe, mit einem sechs Monate alten Kinde in den Armen, von der Landstraße aufgelesen hatten. Die Mutter starb. Ein wackerer Mann, der Gutspächter Claude Pernet, übernahm die Erziehung des kleinen Mädchens, und da man ihren Namen nicht kannte, denn es waren bei der Mutter keine Papiere gefunden worden, so rief man sie ganz einfach nach dem Namen ihres Adoptivvaters Claudine, im bresser Dialekt Liaudaine.

Und so war Liaudaine mitten unter den Kindern des Dorfes aufgewachsen, wenn auch nicht gerade unter den glücklichsten Verhältnissen. Als sie so alt war, daß man sie allein lassen durfte, wurde sie im Freien beschäftigt. An den Ufern des Dorfteiches hütete sie die Gänse des Pächters und trieb sie mit einem langen Stocke zusammen, an dessen oberen Ende ein roter Tuchlappen befestigt war. Schon als Fünfzehnjährige war sie hoch aufgeschossen, fast so groß wie ein zwanzigjähriges Mädchen, aber durchaus nicht hübsch, wie die Burschen des Dorfes erklärten. Sie war noch ganz unentwickelt, von dürftigem Aussehen und hatte jene krankhafte Blässe, mit der frühreife Wesen oder vor der Zeit geborene Kinder behaftet zu sein pflegen.

Einer liebte sie trotz alledem: es war das der T
hirt, Jacques mit Namen, ein hochgewachsener, kräf
junger Bursch, der ihr jeden Tag am Teiche begeg
wenn er seine Rinder zur Weide trieb. Mehr als

mal hatte er sie vor Schlägen bewahrt, wenn er ihre Gänse, welche die Dorfjungen mit Steinwürfen auseinander gejagt hatten, zurückbrachte, und aus dem Mitleid, das der Starke für den schutzbedürftigen Schwachen empfindet, war schließlich eine tiefere, freundschaftliche Zuneigung geworden.

Allmählich hatte jedoch ihre Freundschaft, ohne daß sie sich selbst dessen so recht bewußt geworden wären, einen zärtlicheren Charakter angenommen. Es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, um sie in Liebe zu verwandeln, und diesen Anstoß bildete eben jenes Abenteuer in der Weihnachtsnacht.

Da standen sie nun beide unter dem Portal der alten Kirche und sahen einander ins Auge. Jacques hielt Claudine umfaßt, und er fühlte, wie das gequälte Herz des armen Kindes unter seiner Hand heftig aufzuckte. Er beruhigte sie mit einigen liebevollen Worten und entlockte ihr, sie auf dem Platze herumführend, ein Geheimnis nach dem anderen.

Schon längst suchten die erwachten zärtlichen Triebe Claudinen's nach einem Gegenstande, dem sie sich hingeben konnten; sie hatte ihn gefunden in der Erinnerung an ihre Mutter und in der Erzählung des Vaters Claude, der ihr schilderte, unter welch' traurigen Umständen sie eine Waise geworden war. Im Dunkel der Kirche, bei den rührenden Klängen des Weihnachtsliedes hatte dies alles vor ihrem geistigen Auge Leben und Gestalt gewonnen, und überwältigt von schmerzlichen Empfindungen, hatte ihr so lange zurückgedrängter Kummer sich plötzlich Luft gemacht.

Nachdem sie alles gesagt, schwieg sie.

Ein herzlicher Händedruck war Jaques ganze Ant-
., und sie erwiderte ihn mit einem so dankbaren, so
evollen Blicke, daß dem armen Jacques die Augen
gingen und er sie weinend in seine Arme schloß.

Als sich ihre Rührung gelegt, setzten sie ihren Weg weiter fort und gingen in zärtlicher Umarmung nach der Kirche zurück.

Allein unter dem gestirnten Himmel schritten sie langsam dahin, aufeinander gestützt, ohne ein Wort zu wechseln, ja, ohne sich mit einem Blicke anzusehen, und ohne daß ihnen auch nur der Gedanke gekommen wäre, ihre heilige Stimmung durch einen Kuß zu entweihen, denn sie fühlten instinktiv, daß vielleicht ein einziges Wort den wundersamen Zauber lösen könnte, der sie in dieser Stunde verbunden hatte.

Sie traten in die Kirche. Soeben ertönte die letzte Strophe des Weihnachtsliedes; es war ein Jubelruf. Ihre seelische Stimmung befand sich mit ihm in harmonischem Einklang, und Beide stimmten aufjauchzenden Herzens ein in den Gesang:

„Hoch oben in den Lüften singt der Engel Chor jubelnd Hallelujah, unten auf Erden eilen die Schäfer dahin im munteren Reigen.“

Ihr Glück war kurz wie jedes Glück; es dauerte kaum ein Jahr.

Jacques hatte sein zwanzigstes Jahr vollendet. Die Zeit der Gestellung war da, jener Gestellung, vor der sich die Liebenden entsetzen und die vor allem der Landmann verabscheut. Jacques mußte losen, er zog eine schlechte Nummer.

Liaudaine erwartete seine Rückkehr auf der Landstraße, am Saume des Zitterespenwaldes, wo die ersten Häuser von Saint-Paul stehen. Als sie sah, daß er nicht seinen Hut schwenkte, ihr nicht entgegenstürmte, wie sie es im Glücksfalle verabredet, stürzte sie wie leblos in den Dorfgraben. Eine Zierpuppe aus der Stad hätte mindestens acht Tage lang das Bett gehütet, Liaudaine nahm schon am folgenden Tage ihre Arbeit wieder auf.

Nach diesem Kummer hatten sie wohl noch einige schöne Tage. Des Nachmittags hüteten sie ihre Herden an den einsamen Ufern des Teiches, und froh und heiter flossen ihnen hier die Stunden dahin. Im Frühling ließen das allgemeine Erwachen der Natur, der helle Sonnenschein und das Bewußtsein, daß es noch lange Monde hin war bis zur Scheidestunde, keine Traurigkeit bei ihnen aufkommen, im Sommer wurde ihr Geist abgelenkt durch die schwere Arbeit der Jahreszeit, und inniger schlossen sich ihre Seelen aneinander bei dem Gedanken an das Nahen des verhängnisvollen Termins; aber im Herbst fing ihr Herzeleid an.

In dieser Gegend, wo schwere, graue Wolkenmassen tief ins Thal hinabhängen, fängt die Regenzeit früh an. Das trübe Wetter erhöhte ihre innere Trauer, und unter solch' unerträglichen Martern erschien ihnen die Trennung fast wie eine Erleichterung. Claudine begleitete Jacques zu Fuß bis nach Bourg. Dort nahmen sie Abschied und steckten einander den silbernen Verlobungsring auf den Mittelfinger der rechten Hand. Jacques wurde dem 12ten Artillerie-Regiment in Castres zugeteilt.

So nebelig und düster der Himmel in der Landschaft Dombes ist, so heiter lacht er über dem entzückenden Fleckchen Erde in den Cevennen, der nicht mehr Languedoc und doch noch nicht die Gascogne ist. Der Winter ist dort weder so mild wie in Cannes, noch so regnerisch wie in Nizza, aber das Wetter ist gleichmäßig trocken, und die Sonne steht fast immer am Horizont. Die Schwestern von Saint-Vincent-de-Paul schicken Rekonvalescentinnen hierher, und die alten Pfarrer aus der Toulouser Diözese pflegen hier ihre Pension zu verzehren.

ne den Südwind, den Autan, der hier orkanartig
tet und einem den ganzen Staub der Cevennen in
: Augen peitscht, ohne die erschreckende Dürre jenes
nghingestreckten Plateaus, das les Causses heißt und

welches den Artilleristen zum Schießplatz dient, wäre der Aufenthalt hier ganz köstlich.

Dort sollte Jacques seine fünf Jahre abdienen. Da er ein ernster, braver, gewissenhafter Bursch war, so wurde er in kurzer Zeit ein Mustersoldat und wäre schnell befördert worden, wenn er die geringste Elementarbildung besessen hätte.

In der allerersten Zeit brachte ihn seine Unwissenheit oft in die peinlichste Verlegenheit. Er mußte sich an seine Kameraden wenden, wenn er Claudinen von sich Nachricht geben wollte, und es fiel ihm unendlich schwer, sein Geheimnis dem ersten besten anzuvertrauen. Er lernte daher zunächst lesen und später schreiben.

Im Arbeitszimmer der Soldaten, über den Ställen, in denen die Pferde laut schnaufend an den Halftern rissen, malte Jacques mit ungelenker Hand ungeheure Striche auf dem Papier, das er mit der Feder durchstieß. Oft war er ganz verzweifelt, wenn er sah, wie geringe Fortschritte er machte. Es schien ihm, als könnte er es nie erlernen, und wenn sich der Instruktions-Unteroffizier seine Schrift ansah, wenn der dicke Feldwebel keuchend durch den Saal schritt und alles mit einem Blicke überflog, zitterte Jacques wie Espenlaub.

Endlich kam der glückselige Tag, wo Jacques schreiben konnte. Leidenschaftlich, feurig, von Thränen benetzt war der Brief, den da Liaudaine empfing. Wohl hundertmal hatte er ihn aufgenommen und wieder beiseite gelegt, da er niemals seinen Ansprüchen genügte, ebenso oft hatte er ihn ganz von neuem abgeschrieben mit so langgedehnten Schriftzügen, daß er einen viermal größeren Raum einnahm, als jeder andere Brief.

Von nun an wurde ihm die Zeit weniger
die Stunden der Erwartung waren weniger schmerz
Die Briefe, welche ihm seine Claudine schrieb —
auch sie hatte alles darangesetzt, um nicht die K

leiſtung anderer in Anſpruch nehmen zu müſſen, wenn ſie ihm Nachricht von ſich geben wollte — trug er auf ſeinem Herzen, in der Taſche ſeines Dolmans. Jeden Abend las er ſie ſämtlich in der Kaſernenſtube noch einmal durch, den Kopf auf einem ſchmalen Strohkiſſen gebettet, beim Licht einer Kerze, die auf einer Meſſerſpitze befeſtigt war, und wenn ihre Zahl ſo groß geworden war, daß ſie ihm vor der boshaften Neugier ſeiner Kameraden nicht mehr ganz ſicher zu ſein ſchienen, ſo verbrannte er ſie mit ſtoiſcher Ruhe an der im Arbeitsſaal offen brennenden Gasflamme.

Das vierte Dienſtjahr war vorüber. Mit einem Mal wurden die Briefe aus der Heimat ſeltener; es ſchien Jacques ſogar, als wären ſie von Tag zu Tag weniger herzlich. Alles auf der Welt hätte er darum gegeben, das „Warum" zu erfahren, aber man hat kein Recht, nach etwas derartigem zu forſchen, man fürchtet die Gewißheit, wenn man liebt.

Der Verbannte bekam das Heimweh. Bei dem ewig lächelnden Sonnenſchein der Garniſonſtadt ſehnte er ſich nach den regneriſchen Tagen zu Haus, und an den Waſſerfällen des Agout, an ſeinen ſteilen, mit Immergrün geſchmückten und mit duftenden Veilchen überſäeten Ufern dachte er voll ſchmerzlichen Verlangens an ſeine Teiche.

Jenes breſſer Land, wo die Bächlein nicht fröhlich dahinſprudeln, wo der Fluß trübe ſtehen bleibt, verfolgte ihn wie ein phantaſtiſches Traumbild.

Unaufhörlich ſchaute ſein Auge die großen Blätter und kleinen Blüten der weißen und der gelben Seeroſen, die vibrierende Bewegung der Waſſerlinſen, wenn der
hte Flug der Libellen ſie ſtreift.

Es fehlte ihm an den Sommerabenden das eintönige
aken der Fröſche und der melancholiſche, pfeifende Ton
Kröten. Am wohlſten fühlte er ſich ſchon, wenn er

sich im Geiste nach den Waldungen von Combes zurückversetzen konnte. Dort lag er, unter den mageren Birken nachlässig auf den Boden hingestreckt, während weiter unten die mit Kieselsteinen bedeckten Eisenbahndämme der Linie Dombes sichtbar wurden, auf deren Schienen die Züge mit leisem Geräusch dahinglitten. Ringsum im Walde war alles still, man hörte nur das unaufhörliche Summen der Insekten. Die Aussicht wurde am Horizont durch die Hügel der Saône geschlossen. An ihren Abhängen zogen sich goldene Rapsfelder in breiten, wellenförmigen Streifen hin. Tag und Nacht quälten ihn diese Erinnerungen.

Der Tag, an welchem seine Altersklasse entlassen wurde, war gekommen. Jacques war nur noch der Schatten seiner selbst. Ganz außer sich vor Glück und doch dabei voller Unruhe und Befürchtungen — so fuhr er von Castres ab. Nicht einen Brief hatte er im letzten Vierteljahr erhalten. Am Abend vor Weihnachten war er in Lyon. In der Nacht kam er mit dem letzten Zuge in Saint-Paul an.

Der diensthuende Beamte auf der Station, ein alter Schulkamerad, erkannte ihn sofort; sie gingen zusammen nach dem Dorfe. Sie hatten noch nicht Zeit gehabt, zwei Worte mit einander zu wechseln, als sie lautes Singen vernahmen. Sieben bis acht junge Leute kamen ihnen entgegen; sie nahmen mit untergefaßten Armen die ganze Breite der Straße ein und sangen, so laut sie konnten:

„Weihnachten, Weihnachten ist gekommen, laßt uns heiter und lustig sein. Weihnachten, Weihnachten ist gekommen, laßt uns bereiten Backwerk fein!“

Die Nacht war prachtvoll, so hell, daß man sich auf zehn Schritt erkennen konnte. Einer der Trunke
bemerkte Jacques. „Heda!“ rief er — „da ist ja Jacq
Hör' mal, kommst Du etwa wegen der Liaudaine?
hat eben einen kleinen Jungen bekommen!“

Der Artilleriſt wankte; ſie hielten ihn aufrecht und geleiteten ihn nach dem Wirtshauſe. Hier erfuhr er, daß der älteſte Sohn Claude Pernet's, ſeit einem Jahre vom Militär entlaſſen, ſich bis über die Ohren in Liaudaine verliebt hatte. Er war ein hübſcher Junge, ſie hatte ſchön mit ihm gethan, ohne ihn jedoch zu erhören; das hatte ihn noch mehr gereizt, und er hatte ihr den Vorſchlag gemacht, ſie zu heiraten. „Es iſt doch ganz ſelbſtverſtändlich, einem Burſchen, der im Trockenen ſitzt, giebt man keinen Korb. Sie ſind ſeit zehn Monaten Mann und Weib.“

Zwei ſchwere Thränen rollten an den Wangen des Artilleriſten herunter. „Ja, ja,“ ſtieß er mühſam hervor, mit jener ſtillen Ergebung, welche die Größe und die Stärke des Landmanns ausmacht, „ja, ja,“ ſagte er mit dumpfer Stimme, „ich finde das auch ganz ſelbſtverſtändlich.“

Und am nächſten Tage trat Jacques wieder bei ſeinem Regimente auf weitere fünf Jahre ein.

Die Schuhe des armen Mädchens.

Weihnachtserzählung von Bonnetain.*)

---

*) Abgedruckt im ersten Hefte des Jahrgangs 1889 von „Unsere Zeit".

I.

„Bist du schon wieder da, nichtsnutziger Balg? Immer treibt sie sich auf der Straße herum.“

Antonie blieb erschrocken stehen. Ihre furchtsamen großen Augen erkannten den Waldhüter. Er stand gerade an der Biegung des Waldweges, seine hohe Gestalt erschien ihr noch größer in dem Dämmerscheine des Abends. Sie hatte Angst vor Schlägen.

Doch nein, heute sah er gar nicht so böse aus, nur etwas mürrisch, weil ihm der scharfe Wind nicht gestattete, die Pfeife anzustecken. Und die Kleine, die, um die Schläge abzuwehren, ihre Händchen vorgestreckt hatte, steckte sie wieder, vor Kälte zusammenschauernd, in die Tasche. Die armen Patschchen waren klein, trotzdem die blau angelaufene Haut mit Frostbeulen bedeckt war, und doch hatten sie nicht Platz in den engen Uhrtaschen, aus denen sie der Schreck einen Augenblick vertrieben hatte. Denn das Leibchen Nina's war ursprünglich Großpapas Hochzeitsweste, eine Weste, die einmal sehr schön gewesen war, aus einem Sammetstoff, wie er so kostbar heute nicht mehr angefertigt wird, mit aufgenähten goldenen Sternlein übersäet. Freilich war sie
ı der Zeit sehr mitgenommen; Großvater war schon
alt, und anstatt der Sternlein sah man kleine Löcher,
ter denen die gestrickte Wolle hervorkam. An diesen
ellen fror Antonie übrigens nicht am meisten. Die

baumwollenen Ärmel verliehen ihr noch weniger Schutz, und der Sack mit Kräutern und Wurzeln, unter denen ihre zarte Gestalt fast zusammenbrach, durchdrang ihren Rücken mit so eisiger Kälte, als hätte sie ihn den ganzen Winter über mit sich herumgeschleppt.

Doch blieb sie in höflicher Erwartung stehen, so sicher in ihrer Haltung wie ein Erwachsener. Der Wachtelhund des Waldwärters umkreiste sie und beschnupperte die zu lang geratene Weste und den Unterrock, in deren Lumpen er Armut und Elend witterte. Beine und Füße waren nackt.

Als die Pfeife brannte, warf der alte Soldat das Zündholz auf die Erde, trat es aus und wandte sich zu Nina. Das Pfeifenrohr steckte so fest zwischen seinen Zähnen, daß seine Worte nur undeutlich zischend hervorkamen und ihr nicht immer so recht verständlich waren.

„Du hast doch sicher wieder gestohlen."

„Blos für mein Kaninchen!" stammelte sie hervor.

Mechanisch folgte sie dem Manne, der mit übergehängtem Gewehr dem Dorfe zuschritt und unter dessen schweren, eisenbeschlagenen Schuhen der Kies laut knirschte. Sie hörte man nicht. Die zarte, kleine Gestalt glitt wie ein Schatten auf den Steinen dahin. Sie war es zufrieden, daß sie nicht mehr allein war, und machte lange Schritte, um nicht zurückzubleiben.

„So, so! Ein Kaninchen also hast du? . . . Ein andermal mußt du aber zeitiger nach Haus und darfst dich nicht im Walde herumtreiben, wenn der Abend kommt."

Er sprach langsam und nur das Allernotwendigste, wie es alle die Leute zu thun pflegen, welche selten mit andern zusammenkommen. Dann ging er ruhig schweigsam seinen Weg weiter und spuckte hin und wie in den Straßengraben. Nichts unterbrach die St der Nacht als der Widerhall seiner Schritte und

Ruf nach seinem Hunde. Sie sah dem Hunde nach, dessen Schwanz in der Ferne gleich einem Streifen Band immer dünner wurde und schließlich zwischen den Häusern des Dorfes verschwand. Es wurde immer kälter, und im Dunkel der Nacht, beim Heulen des Windes überkam sie eine große Angst. Gern hätte sie die Hand ihres Begleiters erfaßt, aber sie wagte es nicht, so müde sie auch war und so sehr sie auch vor Kälte schauderte.

Bisweilen wurden beide durch eine Fuhre gezwungen, rechts zur Seite zu treten. Langsam fuhr der Wagen, den Schellengeläute ankündigte, vorüber. Ein weißer Nebel schwebte um die Pferde, und nur undeutliche Umrisse waren sichtbar von der Gestalt des Fahrers, der in einen Mantel eingehüllt auf seinem Querbrette saß. Bald breiteten sich wieder die Schatten der Nacht über Menschen und Thiere aus, aber noch lange hörte man durch den Nebel hindurch das Schellengeläute in der Ferne. Die Kleine drängte sich nahe an den Waldhüter heran; sie fror, und um sich zu wärmen, setzte sie ihre Füßchen kraftvoll auf und nieder. Es stach sie wie mit Nadeln in den Waden, die Gräser im Sacke durchkälteten sie bis auf die Knochen, sie zitterte vor Frost und sehnte sich nach Speise und Schlaf.

„Wie alt bist du, Nina?"

„Sechs Jahre."

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und sah sie mitleidsvoll von der Seite an. Sechs Jahre? Ja, wahrhaftig, sie log nicht. In ihrem sanften, hellen, großen Auge konnte man deutlich ihr Alter lesen; aber allerdings hatte sie das Elend früher gereift, das Wetter ihre Haut gebräunt, die Arbeit ihre Glieder gehärtet.

es kamen ihm allerhand Gedanken, freilich nicht auf
nal, sondern nach und nach, denn seine alten Soldaten-
e arbeiteten schneller als sein Kopf. Es gab doch
lich recht arme Leute auf der Welt und so viel

Elend! Nina, vom Laufen und der Kälte ermattet, hüllte sich tief in ihre Weste ein und ballte die Händchen zusammen, um sie ganz in den Taschen unterzubringen. Es standen Thränen in ihren Augen, und diese Thränen enthielten die gesamte Wärme ihres armen, schwachen Körpers. Jedoch weinte sie nicht, denn sie war daran gewöhnt, nur der schneidende Wind preßte sie hervor.

„Ist nicht bald Weihnachten?“ fragte sie plötzlich.

„Über acht Tage. Weshalb?“

Sie gab keine Antwort, da sie nicht wußte, was sie hätte antworten sollen. Sie hatte danach gefragt, wie sie nach etwas anderm gefragt hätte, blos um zu reden, ihre eigene Stimme zu hören. Und dann verband sich bei ihr mit dem Worte „Weihnachten“ der Gedanke an ein warm geheiztes Zimmer. Sie sah im Geiste ein helles, lustig auflodernde Feuer vor sich und lauter schöne, gute Sachen zum Essen, wie sie das Jahr vorher bei der Kaufmannsfrau gesehen, und da sie hungerte und fror, so wärmte und labte sie sich mit dem Worte „Weihnachten“, und ihre Augen öffneten sich weit vor Verlangen. Sie hatte sich der Flamme nähern dürfen, ja, die Frau hatte ihr sogar eine Gänsefettschnitte gereicht, vielleicht war sie dieses Jahr auch wieder so gut.

In ihrem Köpfchen pochte und hämmerte es, als hätte sie das Fieber. Sie vergaß ihre erstarrten Finger.

„Nun“, sagte der Waldhüter, „du antwortest nicht, Antonie? Hat dir etwa der alte Vater Georg versprochen, dir endlich mal 'nen Anzug zu beschaffen? ... Du weißt doch, du mußt deine Schuhe in den Ka[illegible] stellen, damit das Christkind was hineinthut.“

Sie schaute zu ihm empor, blieb stehen und z[illegible] ihm ihre nackten Füße.

„Die Haut ist also deine ganze Fußbekleidung, armes Ding?“

Das Kind nickte ihm zu; vielleicht hätte es gesprochen, aber sein Begleiter blieb stehen. Sie waren im Dorfe angelangt. Antonie zog ihre Weste fester zusammen und setzte ihren Weg fort.

II.

Sie lief, weil sie Angst vor den Hunden hatte, wandte sich links, ließ die Häuser hinter sich und befand sich wieder auf freiem Felde, wo sie der eisige Wind stärker zwickte. Sie ging auf die Seine zu, deren Lauf, einer Schlange aus Watte vergleichbar, unten am Abhange deutlich zu erkennen war. Kleine Lichter zuckten darüber hin und erloschen bald wieder. Der klare Himmel nahm eine dunklere Färbung an, jenes hohe, gestirnte Himmelsgewölbe, an dem in den stillen, kalten Dezembernächten auch das kleinste Geräusch auf der Erde einen so seltsamen Widerhall findet. Und Nina hörte deutlich das Tapsen ihrer Füße auf der gefrorenen Erde, und doch war sie so leicht und ihre Fußsohlen waren durch die Kälte so zart geworden, daß es sich anhörte, als ob Filzschuhe über Parketboden hinhuschten.

Am Ufer angelangt, ging die Kleine den Abhang zur Brücke hinunter und kam zu einer Art Baracke, die wie ein großer Pilz an einem massiven Gebäude klebte. Sie kniete vor der Thür nieder, suchte im Grase, fand den Schlüssel und öffnete. Der Raum war schwach erleuchtet durch die zur Thür hereindringenden Mondstrahlen, welche die Eisdecke des Flusses wiederspiegelte. Ru[illegible] Netze, tausenderlei ungestaltete Dinge erschienen d[illegible] das Dunkel in seltsamer Vergrößerung. Stroh [illegible] hervor aus den Ritzen der niedrigen Decke, Stroh

auf dem Fußboden ausgebreitet. Ganz hinten befand sich ein ärmliches Lager, daneben stand ein ausgedienter Kahn, der als Koffer diente. Sie tastete suchend umher und fand zuletzt einen in einem Flaschenhalse steckenden Lichtstumpf, den sie anzündete.

Die dürftige Ausstattung verriet das tiefste Elend, das wurde ihr mit einem male klar, als die einzelnen Gegenstände aus der Dunkelheit hervortraten, und mit prüfendem Auge betrachtete sie das Innere der Hütte, als hätte sie es noch nie gesehen. Das gesamte Mobiliar bestand aus dem Strohlager, dem Koffer und einem Schemel. An den Wänden ringsumher hingen Lumpen von Mannskleidern, Taue, Wurfgarne und Fischernetze. In den Ecken standen Ruder, die fast bis zum Dache hinaufreichten. In der Wand, dem Eingange gegenüber, gähnte ein Loch, um den Rauch hinausziehen zu lassen. Man sah durch diese Öffnung einen kreisförmigen Abschnitt des Himmels und zwei verlorene Sterne.

Lange starrte die Kleine zu ihnen empor. Sie fühlte Kälte und Hunger nicht mehr, so tief betrübt war ihr Herz. Die Worte des Waldhüters verfolgten sie; sie dachte an das nahe Fest und überlegte bei sich, daß, wenn sie dem Jesuskinde keine Schuhe entgegenstrecken könnte, sie auch nichts von ihm erhalten würde.

Als sie so ihren traurigen Gedanken nachhing, kroch ihr Kaninchen unter dem Bett hervor. Es war ein großes weißes Kaninchen, hatte rote Augen und lange, orangenfarben geränderte Ohren, die es unaufhörlich hin- und herbewegte. Sofort vergaß sie Weihnachten, die Macht der Gewohnheit war stärker als ihr Schmerz. zog aus ihrem Leinwandsacke Rüben- und Krautter und legte sie dem Tiere vor, und bald hörte in der Hütte nur noch das Knabbern des Kaninchens. that sich gütlich an dem reichen Mahle, das vor ihm

ausgebreitet lag, während der ungeheure Schatten seiner beweglichen Ohren an der Wand spielte. Nina fühlte, wie sie wieder hungrig wurde und die Kälte sie von neuem packte. Sie hob den Deckel vom Topfe, nahm einige gekochte Kartoffeln heraus und verschlang sie heißhungrig, nachdem sie sich aufs Stroh hingelegt und mit einigen Lumpen von der Wand zugedeckt hatte. Dann versank sie wieder in ihre trüben Gedanken. Ach! Schuhe, wo blos Schuhe hernehmen?

Mit einem Male erlosch das Licht. Eine Sekunde lang stiegen in den Ecken des Zimmers große dunkle Schatten miteinander kämpfend auf und nieder. Dann wurde es Nacht, pechfinstere Nacht. Die eiskalte Luft war verpestet von dem durchdringenden Gestank des Talglichtes. Das Kaninchen fraß gierig weiter, und das Kind schaute auf das helle Luftloch der Hütte. Die Sternlein standen nicht mehr an derselben Stelle. Immer näher kamen sie dem Rande der Luke, bis sie endlich ganz verschwanden. Jetzt sah man nur noch eine bloße Kreisfläche, ein Stück des Himmels, das in seiner unbestimmten Färbung, von einem unbekannten Lichte erhellt, einen überaus traurigen Eindruck machte.

Und angsterfüllt versteckte Nina ihren Kopf.

Bei jedem Geräusch draußen zuckte sie zusammen, weil sie den Schritt ihres Großvaters zu erkennen glaubte; aber bald war es die Klage des Windes in den nackten Zweigen, bald ein schwerer Wagen, unter dessen Last die Brücke erzitterte, oder das Murmeln des Flusses unter den Pappeln und Erlen, dessen Wellen an die Steine des Ufers schlugen. Ein Eisenbahnzug rollte in der Ferne vorüber, ein Pfiff ertönte, so durchdringend und plötzlich, daß sie laut aufschrie vor Entsetzen; ur
weglich lag sie da, ihre Zähne schlugen vor Angst
einander.

Zuletzt hielt sie's nicht mehr aus. Lieber frol

draußen zu Eis. Auf der Straße war sie wenigstens nicht ganz allein; sie hatte die Sternlein bei sich mit ihrem sanften Blicke und ihrem milden Lichte, welches das Auge der armen Verlassenen erquickte.

Das Kind verließ das Zimmer und ging über die Brücke, hielt sich jedoch dicht unter dem Geländer, um dem Zoll zu entgehen. Als sie zum Zollhause kam, flog sie mit Pfeilesschnelle vorüber, laut pochte ihr kleines Herz in der Brust. Der Bahnhof lag vor ihr; nachdem der Zug vorüber war, brannte dort kein Licht mehr. Ringsum war alles wie ausgestorben; nur die hellerleuchteten Fenster des Wirtshauses zeigten noch Leben. Sie eilte hin, preßte ihr Gesicht an die Scheiben und erkannte durch den Qualm hindurch ihren Großvater Georg. Wie gewöhnlich war er sehr betrunken. Die Eisenbahnbeamten waren um ihn her und zahlten seine Zeche, damit er ihnen Dummheiten vormachte. Der Alte taumelte hin und her, fuchtelte mit den Händen in der Luft herum und erzählte von seinen Feldzügen, seiner Fischerei und den Streichen, die er dem Feldhüter gespielt; aber Nina merkte wohl, daß sich alle über ihn lustig machten, und das verursachte ihr neuen Kummer.

Ob sie hineinging? Sie hätte es gar zu gern gethan. Es war gewiß hübsch warm in der Stube, denn ganz hinten zogen sich lange Ofenröhren im Zickzack an den Wänden hin; aber sie hatte Angst vor Schlägen. Großvater hatte es nicht gern, daß man ihn in der Kneipe störte. Und dann wollte er auch, daß die Kleine in seiner Abwesenheit zu Hause blieb, um über die Netze und den Kahn zu wachen, denn er, der Wilddieb, fürchtete die Flußpiraten.

Sie blieb daher draußen, obwohl sie vor Kälte erte. Manchmal, wenn sie fühlte, daß ihr die Glieder starrten, ging sie auf und ab, kam dann wieder zum enster zurück wie ein Schmetterling, den das Licht an-

lockt, und wärmte ſich in Gedanken. Hier brauchte ſie ſich wenigſtens nicht zu fürchten. Aber deſto mehr dachte ſie an Weihnachten, das vor der Thür ſtand, und an ihre armen nackten Füße. Ach ja, Schuhe! Wo blos Schuhe hernehmen?

Als die Eiſenbahnbeamten aufſtanden, machte ſie ſich auf und davon. In der Hütte angelangt, kauerte ſie ſich wieder im Stroh zuſammen, und hörte, wie Großvater nach Hauſe kam. Er ſchlug die Thür zu, konnte aber nicht weiter, und kollerte endlich unter vielen Flüchen auf ſein Lager. Bald herrſchte tiefe Stille ringsumher in der Finſternis. Als ſie die erſtarrten Füße in die Hände nahm, um ihnen etwas Wärme mitzuteilen, da erinnerte ſie ſich, daß ſie vor anderthalb Jahren noch nicht Waiſe war, daß ihre Mama ſie des Abends im warmen Bettlein küßte, in der Heimat, im fernen Lothringen, und daß ſie Weihnachten nicht angſtvoll herbeiſehnte, ſondern nur neugierig war, was das Jeſukindlein ihr wohl ausſuchen würde.

Ihr armes Kinderherz krampfte ſich ſchmerzlich zuſammen.

III.

Antonie war am nächsten Morgen schon frühzeitig auf der Landstraße und suchte sich zu trösten, so gut sie konnte.

Die Landstraße gehörte ihr, und sie war ihr gut, ganz besonders bei dieser trockenen Kälte und diesem blassen Schein der Sonne.

Der Fahrweg schien gewaschen, sauber, blank geputzt, mit Glimmer bestreut, spiegelglatt. Der Wind hatte den Staub weggefegt, und die Pfützen, welche der Chausseewärter etwa vergessen hatte, waren gefroren. Die Straße sah aus wie ein sanft gewölbtes Trottoir, das gar kein Ende hatte, sich durch Hügel und Ebenen hindurchzog, an den Wäldern entlang lief und sich fein wie eine Nadel am blauen Horizont verlor. An Stelle der Laternen standen in bestimmten Zwischenräumen Bäume, die sie alle kannte. Ebenso genau kannte sie alle Steinhaufen, Hebungen und Senkungen des Terrains, Zäune und Kilometersteine. Nicht weniger vertraut war sie mit den „Kunden" der Landstraße, den Kärrnern, Hausirern, Landleuten und Gärtnern der in der Nähe ansässigen Bürgerfamilien, wie mit den Kutschern und Stallknechten,
ihre mit hellen Flanelltüchern bedeckten Pferde in der
gegend von Bris spazieren führten. Ja, auch die
dgendarmen, ihre Gesichter und Gewohnheiten kannte
da sie sie so oft vorüberreiten sah. Sogar die

einzelnen Erinnerungen vermochte sie von einander zu unterscheiden und wußte die Namen ihrer Besitzer, denn oft genug hatte sie die glänzenden, schön lackirten Gefährte bewundernd an sich vorüberfahren sehen.

Es hatte sich nämlich in Bris eine Kolonie reicher Pariser angesiedelt, die hier in vornehmer Zurückgezogenheit auf ihren Schlössern lebten. Außerdem lag es sehr günstig auf halbem Wege zwischen zwei ganz hübschen Städtchen, und auf der Straße, welche beide mit einander verband, oder auf den Fußsteigen im Walde war die Kleine vom frühen Morgen bis späten Abend zu finden. Hier erbettelte sie sich einige Brotkrusten, sammelte Kräuter und Gräser für ihr Kaninchen und hatte einen freundlichen Gruß für jedermann; aber bei niemand fühlte sie sich wohler als bei den Kärrnern. Da sie ein herziges, liebliches Gesicht, blondes Haar, helle, muntere Augen hatte, und trotz ihrer Magerkeit und der plumpen Verhüllung der Weste anmutsvoll in allen ihren Bewegungen war, so ließen sie selbst die rohesten unter den Fuhrleuten gern aufsteigen. Wenn sie weit genug gefahren war, sprang sie herunter oder kam mit einer andern Gelegenheit wieder. Manchmal lief sie auch blos, um zu laufen und in vollen Zügen die freie, frische Gotteslust zu trinken. Ein freudiges, kindliches Lächeln verklärte ihr Antlitz beim Anblick einer bekannten, lieb gewordenen Landschaft, oder wenn ihr Auge dort am Fuße des Hügels die Biegungen der Seine verfolgte. Sie floß unter dürren Pappeln dahin, die im Winter wie ungeheure Telegraphenstangen aussahen. Kamen Eisenbahnzüge vorbei, so fuhr sie zusammen, frühere Erinnerungen wurden wach, verschwommene Bilder aus der allerersten Kindheit, die sich t alles Mühens und Nachdenkens zur Klarheit nicht stalten wollten, traten vor ihre Seele. Lange fol ihr Auge den wirbelnden Rauchwolken, die an den Bäur

längs der Chaussee hängen geblieben und sich allmählich in kleinen Flocken ablösend zum blauen Himmel emporstiegen.

Auch im Winter genoß sie diese Freuden, jedoch mußte sie, um nicht zu frieren, die Landstraße schneller entlang galoppieren. Aber hatte sie sich verspätet und von der Nacht überraschen lassen, dann war sie, die den Tag über der reine Wildfang gewesen, wieder ganz das ängstliche kleine Mädchen, und abgemattet und ausgehungert dazu.

Aber nicht blos die Landstraße lockte sie ins Freie hinaus, auch nicht das Beerensuchen längs der Hecken und in den Wäldern, während Großvater fischte, vereinzelte Touristen in seinem Nachen umherfuhr oder sich wohl auch als Schiffszieher bei den Schiffern verdang, deren Kähne den Fluß hinauffuhren. Sie hatte thatsächlich Freunde und Freundinnen, armselige kleine Wesen wie sie selbst, Gefährten ihrer Streifzüge und Vergnügungspartien: die Kinder des Chausseewärters, einen Knaben und ein Mädchen; den Sohn des herumziehenden Scherenschleifers, der mit seinem Rade beständig von einem Städtchen zum andern fuhr; endlich die Kinder des Köhlers, zwei kleine Mädchen und ein Knäblein, die mit ihren Eltern mitten im Walde wohnten.

Wenn sie alle beisammen waren, so bildeten sie eine Schar von sieben Köpfen, welche der Sohn des Scherenschleifers anführte, und die den Bewohnern der ganzen Umgegend genau bekannt war. Im Sommer trieben sie sich in den Weinbergen herum, liefen den Jägern nach und begleiteten die Seiltänzer. Im Frühjahr nahmen sie Vogelnester aus oder kutschierten einander in einer Holzkiste, deren Boden gar bald an den Kieselsteinen der Landstraße hängen blieb. Im Winter schlitterten sie auf den Bächen oder verfolgten die Schulkinder von Bris, die so verwegen waren, sich unter diese Parias zu

wagen, mit Schneebällen. Der älteste, der Sohn des Scherenschleifers, war zehn, der jüngste, der kleinste von der jungen Brut des Köhlers, vier Jahre alt. Nina machte es Vergnügen, ihn zu tragen, aber bisweilen ließ sie ihn auch unterwegs fallen. Sie waren alle sieben arm, aber sie hatten rosige Wangen, sie waren schmutzig, aber kerngesund, sie weinten oft, lachten aber um so mehr, prügelten sich um einen Apfel nnd hatten immer Hunger.

An jenem Tage fand sie Nina am Fuße einer Hecke versammelt. Sie wärmten sich in der Sonne und standen bewundernd vor einem Steinhaufen, den der Chausseewärter am Tage vorher fertig gemacht hatte. Sie stimmte in ihre Bewunderung mit ein, dann aber sprach sie vom Feste und klagte ihnen ihr Leid, denn der Gedanke an Weihnachten ließ ihr keine Ruhe.

„Nicht wahr, ich werde nichts im Kamin finden, denn ich hab' doch keine Schuhe?"

Der Sohn des Scherenschleifers lachte laut auf und alles lachte mit, selbst der ganz Kleine, das jüngste Söhnchen des Köhlers. Er stand mitten unter ihnen und hörte zu; seine Wangen waren von der Kälte blau angelaufen, und mit seinen Fingern bohrte er sich in der Nase herum.

„Na, selbstverständlich kriegst du nichts vom Christkinde."

Nina sah sie der Reihe nach an und merkte wol, daß sie Ernst machten. Mit irgend einer Fußbekleidung war ein jeder von ihnen versehen und konnte seine Schuhe, Pantoffel oder Holzpantinen in den Kamin stellen. Sie allein stand da mit nackten Füßen. Da konnte sie ihre Thränen nicht länger zurückhalten, um nicht vor ihnen zu weinen, ging sie fort u schluchzte den ganzen Weg entlang, ohne zu sehen, n hin sie ging.

Bald befand ſie ſich am Ufer der Seine. Flußkähne, Laſtſchiffe und Holzflöße mit winzig kleinen Häuschen, aus deren Schornſteinen der Rauch zum Himmel emporſtieg, zogen ſcharenweiſe ſtromabwärts. Auf den Schiffen und Flößen kochten die Familien der Schiffer ihr Mittagbrot. Kinder ſahen zu, wie die Landſchaft langſam an ihnen vorüberzog; aber auch ſie hatten Schuhe, wie Nina zu ihrer tiefen Betrübnis bemerkte. Wieder lief ſie davon, eilte nach dem Dorfe zurück und begegnete den Kindern, welche gerade aus der Schule kamen. Ähnlich dem Schwirren der Rebhühner ertönte das klappernde Geräuſch der Pantinen aus Buchenholz auf dem hartgefrorenen Boden.

Ja, alle, ſelbſt die ärmſten Schifferkinder, die zerlumpten Gaſſenjungen, die Taugenichtſe und Störenfriede des Dorfes hatten Schuhe, hatten etwas, was ſie in den Kamin ſtellen konnten, und durften auf ein Geſchenk des Chriſtkindes rechnen. Nur ſie, ſie allein hatte nackte Füße, nicht einmal einen Strumpf auf den Beinen, und mit Beſtimmtheit war daher anzunehmen, daß das Chriſtkind achtlos an ihr vorübergehen würde.

Nina eilte nach der Hütte zurück und vergrub ſich in ihr Lager, ohne das Kaninchen auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie wollte dableiben, ſich nie mehr von Haus fortrühren. Und in ihrem grenzenloſen Schmerze weinte ſie heiße, bittere Thränen.

IV.

Das Kind hielt Wort, es ging nicht mehr aus; aber als Großvater am Abend vor Weihnachten nach Hause kam, war er sehr böse, weil die Kartoffelvorräte, von denen sie beide lebten, ausgegangen waren, und er schickte daher seine Enkelin ins Dorf mit dem Auftrage, eine Metze voll zu besorgen. Sie gehorchte, wenn auch mit schwerem Herzen, und ging.

Als sie auf den großen Platz kam, traf sie einen ihrer Freunde, einen Kärrner. Er hatte seinen Wagen halten lassen und unterhielt sich mit einem Hausierer, der sein Lager mitten unter freiem Himmel aufgeschlagen hatte.

„Hast Du Messer, Alter?"

Sofort packte der Hausierer eine seiner Kisten aus. Der Fuhrmann nahm ein Messer nach dem andern und prüfte ihre Schneiden am Nagel seines Daumens. Endlich traf er seine Wahl. Nina war näher getreten und betrachtete mit leuchtenden Augen die glänzende Ausstellung: Kämme, Spiegel, Scheren, Bänder, Puppen und Spielwaren mit Mechanik, Ziehharmonikas und zierliche Häubchen hingen an den Pflöcken des Zelts. Im Anschauen all' dieser Herrlichkeiten versunken, vergaß sie ihre Kartoffeln.

„Weiter willst Du nichts?" fragte der Händ „Brauchst du 'ne Peitsche, ein paar Schuh, vielleicht Portemonnaie dazu?"

Er rief dieſe Worte ganz laut in ſingendem Tone, wie ein ihm längſt geläufiges Verspaar. Der Kärrner ſah und ſah, ſagte aber kein Wort, der Mann vom Lande entſchließt ſich nur ſchwer zum Kauf. Seine dicken, plumpen Finger durchwühlten die ausgeſtellten Waaren, ſie fühlten ſich verſucht zuzugreifen, getrauten ſich jedoch nicht ſo recht.

Endlich ſagte er: „Zeig' mal deine Schuhe!"

Die Kleine war noch näher getreten, ſie verwandte kein Auge von den Schuhen, die er ihm vorlegte.

„Die hier," ſagte der Mann, nachdem er ſich ein Paar ausgeſucht, „würden mir paſſen. Was ſollen ſie koſten?"

„Fünf Francs."

„Fünf Francs? Auf keinen Fall, das iſt mir viel zu teuer."

Zehn Minuten lang handelte er, und der Hauſierer verſtand ſich ſchließlich zu einer Preisermäßigung von vier Francs fünfzig Centimes, die der Kärrner Sou für Sou aus ſeinem ledernen Beutel herausholte. Dann ſetzte er ſich auf das Wagengeſtell, zog bedächtig die alten Schuhe von den Füßen und fuhr mit freudeſtrahlendem Geſicht in die neuen hinein.

Vergnügt ſtampfte er jetzt auf den Boden und rief: „So wird's gehen! Hüh, Graue!"

Das Gefährt ſetzte ſich in Bewegung. Der Fuhrmann eilte ihm nicht gleich nach, ſondern hob erſt ſeine alten Schuhe auf und warf ſie in den Straßengraben.

„Die armen alten Schuhe haben ihre Zeit getreulich abgedient! Leb' wohl, Nina! Hüh! Hüh!"

Fröhlich knallte die Peitſche. Nina hörte ſie nicht, e ſchielte nach den alten Schuhen; und der Wagen war och keine zwanzig Meter weit gefahren, als Nina über ie herſtürzte; ſie hatte jetzt auch ihr Weihnachtsgeſchenk, ie hatte es ſicher.

Eilig ergriff sie mit ihrer Beute die Flucht und setzte sich erst, als sie die Häuser des Dorfes hinter sich hatte, am Rande der Chaussee nieder, um sie in aller Ruhe zu prüfen.

Es waren ein paar zerrissene alte Halbstiefeln. Die Sohlen zeigten große Löcher, die Absätze fehlten ganz, die einzelnen Teile wurden nur noch künstlich durch Bindfaden zusammengehalten, und zehnmal mindestens war die Besohlung schon erneuert worden. Die Schuhe waren die reinen Ungetüme, schwer wie Pflastersteine, mit riesenhaft breitem, ziegelrotem Oberleder. Sie zog ihn an und versuchte darin zu gehen, aber nur mühsam schleppte sie ihre Füße einige Schritte vorwärts, dann fiel sie ermattet am Rande der Böschung nieder. Nein, sie waren auch wirklich gar zu schwer, sie hingen an ihr wie Kanonenkugeln und brachen ihr fast die Knöchel entzwei, ihre Füßchen verloren sich in ihnen. Aber was kümmerte sich das Christkind darum? So gut und mild war ja der holde Weihnachtsknabe, dem eleganten Salonschuh wie der alten Holzpantine, allen brachte er seine Gaben!

Hierauf steckte sie ihre Eroberung in ihren Sack, besorgte in aller Eile den Einkauf ihrer Kartoffeln und kam gebückt unter ihrer Last, aber doch ganz glücklich, bei sich zu Hause an.

Sie konnte vor Ungeduld kaum den Abend erwarten, und die Zeit bis Mitternacht wurde ihr zur Ewigkeit. Als die Glocken im Thale ertönten, die der Kirche von Bris im tiefsten Baß, kniete sie auf dem Stroh nieder und betete; denn in diesem Augenblicke begann Jesus seinen Rundgang um die Erde. Andächtig schlug sie das Kreuz, das leise Rauschen der Wellen und Zweige drang vom Flusse her zu ihrem Ohre, sie senkte die Augen Boden: „Sollte er es schon sein?“ Da suchten i Blicke im Dunkeln die alten Schuhe des Kärrners. (standen neben dem Topfe, dicht unter der Wandöffnur

welche einen Ausblick auf den Himmel gewährte. Während sie so im Anschauen ihrer Schuhe versunken war, überraschte sie der Schlaf. Es war ein süßer Schlaf, und liebliche Träume besänftigten ihr unruhiges Herz.

Nina hatte bestimmt gehofft, sie würde zeitig erwachen, aber sie schlief sehr lange. Als sich ihre Augen öffneten, strahlte die Hütte im schönsten Sonnenschein, ihr Großvater war schon auf und besserte sein Fangnetz aus. Die Kleine rieb sich die Augen, dann kam ihr plötzlich die Erinnerung, sie eilte zum Herde und zog die Schuhe unter den Ziegeln hervor.

Sie waren leer.

Nina vergoß keine Thräne, sie rührte sich nicht von der Stelle. Todtenblaß, wie gelähmt, stand sie da. In jeder Hand hielt sie einen Schuh, und sah bald auf den einen, bald auf den andern, fast schien es ihr, als hätte der Pulsschlag des Herzens aufgehört. Endlich wurde der Großvater auf sie aufmerksam.

„Was giebt's?" fragte er.

„Ach, Großvater, lieber Großvater, das Christkind!"

Der alte Trunkenbold stand auf, nahm ihr die Schuhe aus der Hand und lachte plötzlich laut auf.

„Nee, ist die dumm! Zu dumm! Du hast also die Schuhe dahingestellt? Aber Nina, das Christkind hat sicher geglaubt, es sind meine, und über diesen kuriosen Einfall gelacht. Aha! wird es bei sich gedacht haben, dieser alte Saufaus von Georg will mich so reinlegen!"

Nina hörte nicht weiter auf das, was er sagte, sondern barg laut schluchzend ihr Haupt im Stroh, um sich so recht nach Herzenslust auszuweinen.

Nachschrift. An den Herrn Redakteur von „Unsere Zeit". Da ist mir etwas Schönes passiert. Sie haben ganz recht, meine Erzählung ist zu traurig, aber ich will Ihnen gleich sagen, wie das gekommen ist: das letzte Blatt meines Manuskripts ist nämlich auf der

Druckerei verloren gegangen. Die Sache kam zum Schlusse ganz anders. Sie haben wohl nicht mehr an den Waldhüter gedacht, den ich gleich im ersten Kapitel auftreten lasse. Der alte Soldat hat seiner Herrin von der armen Nina erzählt, und als die Kleine auf ihr Strohlager sinkt, entdeckt sie ein Paar mit Pelz gefütterte Stiefeletten. Sie sind bis oben hin mit überzuckerten Mandeln und Chokoladenplätzchen gefüllt, und daneben liegt noch ein nagelneuer vollständiger Anzug. Da in der Hütte kein Kamin vorhanden war, so hat der brave Mann die Geschenke neben das schlafende Kind gelegt. Sie sehen also, daß meine Erzählung doch einen befriedigenden Abschluß hatte. Und sollen nicht alle Erzählungen einen solchen Schluß haben?

Druck von Oswald Schmidt in Leipzig-Reudnitz.